

Politik & Kultur

Zeitung des Deutschen Kulturrates

www.politikkultur.de

In dieser Ausgabe:

Muchtari Al Ghusain

Ferda Ataman

Carsten Brosda

Monty Ott

Claudia Roth

und viele andere

Staatsziel Kultur

Never ending story?! Wie geht es weiter mit dem Staatsziel Kultur? Es bedarf einer Verankerung des Staatsziels Kultur im Grundgesetz. **Seite 3**

Kulturpolitikpreis

Für ihr vielseitiges kulturpolitisches Engagement wurde Isabel Pfeiffer-Poensgen der Deutsche Kulturpolitikpreis 2023 verliehen. **Seiten 4 und 5**

Basishonorare

Wie kann eine bessere Absicherung in der Kultur aussehen? Claudia Roth zu Mindesthonoraren und der Öffnung der Arbeitslosenversicherung. **Seite 6**

Games & Erinnerung

Wie kann mit Computerspielen erinnert werden? Im Spiel »Fortnite« gibt es nun ein Holocaust-Museum – wie ist das einzuordnen? **Seite 13**

Elite

Vor einigen Wochen hat eine große deutsche Stiftung zur Diskussion eingeladen, um zu klären, wie »diskriminierungskritische Strukturen in Kulturbetrieben durch Powersharing etabliert« werden können.

Ich war als alter weißer Mann in der sonst reinen Frauenrunde gesetzt und nahm diese Rolle auch bereitwillig an. Denn ohne Zweifel gibt es im Kulturbereich Machtstrukturen, die diskriminierend sein können und nicht leicht zu überwinden sind. Deshalb ist jede Idee diskussionswürdig, die zu einem besseren Arbeitsklima im Kulturbereich beiträgt.

Die Runde auf dem Podium war nur bedingt divers. Und damit meine ich nicht, dass mit mir nur ein Alibimann auf dem Podium saß, das ist mehr als gerecht, wenn man sich die zahllosen Podien anschaut, wo es nur eine Alibifrau gibt. Es waren Frauen mit migrantischer Herkunft und People of Color vertreten. Die Runde war trotzdem nicht divers, weil nur ein Nichtakademiker, nämlich ich, auf dem Podium saß.

Zum Start wurde ein kleiner Trickfilm gezeigt. Eine Frau will eine »Party für alle« besuchen, aber die Tür wird nach Rufen und Klopfen nicht geöffnet, sie bleibt vor der Tür stehen und lässt sich von einer Freundin trösten. Das Fazit des Films ist: Wer draußen vor der Tür steht, wird auch draußen bleiben, wenn es keinen Menschen gibt, der die Tür aufmacht.

Ist das wirklich so? Ich habe vehement Einspruch erhoben und darauf hingewiesen, dass in dem Film eine auf der Hand liegende Alternative ausgespart wurde. Warum nicht versuchen, die Tür aufzubrechen?

Erstarrte Gesichter im Publikum, Kopfschütteln. Nein, die Idee soll doch sein, mit Powersharing, also der freiwilligen Abgabe von Gestaltungsmacht von Verantwortlichen in Kultureinrichtungen weitere Personen in Verantwortungsprozesse einzubinden. Aber kann das so funktionieren? Gerade die Leitung von Kulturräumen ist ja keine normale Arbeit. Man hat eine Idee, vielleicht sogar eine Vision. Man arbeitet im Team, aber um seine Ideen umsetzen zu können, braucht es auch eine Bereitschaft, seine eigenen Vorstellungen durchsetzen zu wollen. Künstlerische Prozesse funktionieren oft nicht als diskursiver Aushandlungsprozess.

Mich beschäftigt diese Veranstaltung immer noch. Ohne Unterlass wurde auf dem Podium von Diskriminierung gesprochen, aber alle meine Mitdiskutantinnen haben einen Hochschulabschluss, teilweise sogar eine Promotion. Sie leiten eine Bildungsstätte, ein Museum oder arbeiten an einer Hochschule. Hier spricht eine Elite von Diskriminierung, ich bin immer noch ratlos.

Olaf Zimmermann,
Geschäftsführer
des Deutschen
Kulturrates und
Herausgeber von
Politik & Kultur



Die Ferne erfahren

Von der Kultur des Reisens. **Seiten 17 bis 29**

Ein Thema auch für die Kultur

Das deutsche Antidiskriminierungsgesetz bedarf einer Reform

FERDA ATAMAN

Nicht Unterschiede lähmen uns, sondern Schweigen«, schrieb Audre Lorde 1977 in ihrem Essay »Die Verwandlung von Schweigen in Sprache und Handeln«. In einer Zeit, in der wir in den Feuilletons erbitterte Debatten über angebliche Identitätspolitik, Cancel Culture oder um Gendersterne führen, lohnt es sich, sich mit diesem sehr einprägsamen Satz von Lorde auseinanderzusetzen – weil er direkt in den bürgerrechtlichen Kern von Diskriminierung und vor allem von Antidiskriminierung vordringt: Wie offen und ehrlich wollen wir miteinander leben? Ohne das Sprechen über Diskriminierung lässt sich das nämlich in unserer vielfältigen Gesellschaft gar nicht beantworten.

In Deutschland galt Diskriminierung lange als Randthema. In der Breite fand es kaum Beachtung – auch im Kulturbetrieb nicht

In Deutschland galt Diskriminierung lange als Randthema. In der Breite fand es kaum Beachtung – auch im Kulturbetrieb nicht. Dabei sollte doch gerade die Kultur der Ausdruck von Zivilisation schlechthin sein. Erst nachdem George Floyd brutal von Polizisten getötet wurde, sich das Video der Tat und der Hashtag #BlackLivesMatter viral verbreiteten und weltweit Proteste gegen Rassismus entfachten, wurde auch in Deutschland zum ersten Mal wirklich lang und breit über Rassismus und Diskriminierung gesprochen. Die Debatte schaffte ein Bewusstsein für Diskriminierung als großes gesellschaftliches Thema unserer Zeit.

Dass dieses Bewusstsein in unserer Gesellschaft gewachsen ist, ist auch der Befund einer Studie der Bertelsmann-Stiftung aus diesem Jahr. In der

repräsentativen Umfrage gab eine überwältigende Mehrheit von 88 Prozent an, dass die Antidiskriminierungspolitik wichtig findet. Über 70 Prozent der Befragten wollen, dass mehr getan wird für Menschen, die Diskriminierung erleben. Viele Menschen haben längst erkannt, wie wichtig Antidiskriminierung ist und wollen Fortschritte im Schutz vor Diskriminierung sehen. Das Problem zu erkennen, ist ein wichtiger Schritt hin zu einer gerechteren Gesellschaft für alle. Er kann aber nur der erste sein, dem weitere Schritte folgen müssen.

Die Beratungsanfragen bei der Antidiskriminierungsstelle des Bundes haben einen Rekordwert erreicht. Über 8.800 Beratungsanfragen sind im Jahr 2022 bei uns eingegangen, 14 Prozent mehr als im Vorjahr. Im Vergleich zu 2019 – dem Jahr vor der Pandemie – haben sich die Anfragen sogar verdoppelt. Als Antidiskriminierungsbeauftragte betrachte ich das zwar mit großer Sorge. Die Zahlen zeigen aber auch, dass immer mehr Menschen ihre Rechte kennen, sich Diskriminierung nicht mehr gefallen lassen und dagegen vorgehen wollen. Und das ist ein Fortschritt.

Leider steckt die Antidiskriminierungspolitik in Deutschland noch in den Kinderschuhen. Das hat die jetzige Bundesregierung erkannt und im Jahr 2022 ein neues Kapitel in der deutschen Antidiskriminierungspolitik aufgeschlagen. Seit etwas mehr als einem Jahr bin ich als Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung im Amt. Das ist etwas ganz Besonderes, nicht nur für mich persönlich. Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland gibt es eine Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung. Die Bundesregierung hat die Position neu geschaffen und damit ein Vorhaben aus dem Koalitionsvertrag umgesetzt.

Als Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung leite ich die Antidiskriminierungsstelle des Bundes, die durch die neue Position politisch aufgewertet und gestärkt ist. Ich bin kein Teil der Bundesregierung. Ich bin unabhängig. Um das deutlich zu machen, beträgt meine Amtszeit fünf Jahre und ist bewusst nicht an die Legislaturperiode von vier Jahren gekoppelt. Mein Job ist es also nicht, die Arbeit der Regierung zu vertreten, sondern mich für Menschen

einzusetzen, die von Diskriminierung betroffen sind. Für diese Menschen braucht es Veränderungen.

Denn obwohl das Bewusstsein für Diskriminierung gesellschaftlich gewachsen ist, werden Menschen in Deutschland weiterhin ungleich behandelt, ausgeschlossen und benachteiligt – wegen ihres Alters, einer Behinderung, des Geschlechts, wegen ihrer

Schon bei der Einführung 2006 war das deutsche Antidiskriminierungsgesetz eines der schwächsten in der EU. Es wurde bisher nicht inhaltlich reformiert

sexuellen Identität, der Religion oder Weltanschauung oder aus rassistischen und antisemitischen Gründen. Dagegen müssen sich Betroffene besser wehren können.

Das Gesetz, das Diskriminierung verbietet – das Antidiskriminierungsgesetz (AGG) – bietet zu wenig Schutz und macht es Betroffenen schwer, ihre Rechte auch vor Gericht einzuklagen. Schon bei der Einführung 2006 war das deutsche Antidiskriminierungsgesetz eines der schwächsten in der EU. Es wurde bisher nicht inhaltlich reformiert. Das muss sich ändern. Das ist auch eine Frage der Zukunftsfähigkeit Deutschlands. Denn wir stehen im internationalen Wettbewerb nicht nur um die klügsten oder kreativsten Köpfe, sondern auch, wenn es um unseren Ruf als Einwanderungsland geht oder als menschenrechtlich stabile Demokratie.

Ich sehe eines der wichtigsten Ziele meiner Amtszeit darin, die Reform des AGG voranzubringen. Die Bundesregierung hat in ihrem Koalitionsvertrag **Fortsetzung auf Seite 2**

Nr. 10/2023
ISSN 1619-4217
B 58 662



EDITORIAL

Elite	
Olaf Zimmermann	01

LEITARTIKEL

Das deutsche Antidiskriminierungsgesetz bedarf einer Reform: Ein Thema auch für die Kultur	
Ferda Ataman	01

SEITE 2

Kulturmensch Andrea Gysi	02
--------------------------	----

AKTUELLES

Was ist passiert – und wie geht es weiter? Staatsziel Kultur: Never ending story	
Olaf Zimmermann und Gabriele Schulz	03

INLAND

Laudatio auf Isabel Pfeiffer-Poensgen zur Verleihung des Deutschen Kulturpolitikpreises 2023: Die Traumweberin	
Carsten Brosda	04-05

Breite Bündnisse für die Kultur	
Claudia Roth	06

Möller meint: Staatsziel-debatte über Kultur als Anfang? Kultur ist kein Hobby	
Johann Michael Möller	07

Kultur, Jugend, Bildung – gemeinsam denken	
Muchtar Al Ghusain im Gespräch	08

Innovationskraft auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg: Der »Garten der Frauen«	
Tobias Pehle	09

Eine politische Würdigung des Philosophen Vladimir Jankélévitch: Nach Auschwitz kein Pardon	
Monty Ott	10

Rechter Kulturkampf gegen Bibliotheken	
Holger Krimmer im Gespräch	11

MEDIEN

Garanten der Meinungs- und Rundfunkfreiheit	
Jochen Fasco	12

Urheberrecht: Mit dem Schleppnetz durchs WWW	
Parsa Marvi und Macit Karaahmetoğlu	12

Zum Holocaust-Museum in »Fortnite«: Ein Computerspiel als Ort der Erinnerung?	
Felix Zimmermann	13

Games: Genutzt, gelobt, aber unzureichend gefördert	
Helmut Hartung	14

KULTURELLES LEBEN

Diandra Donecker im Porträt: Sinn und Sammelleidenschaft	
Andreas Kolb	15

Claussens Kulturkanzel: Abgründe gut gemeinter Gedenkkultur	
Johann Hinrich Claussen	15

Personen & Rezensionen	16
------------------------	----

REISEKULTUR

Zum Lebensgefühl von Menschen: Fernweh	
Olaf Zimmermann	17

Eine (sehr) kurze Geschichte des Reisens: Unterwegs!	
Jürgen König	18

Reisewirtschaft im Wandel: Reisen muss demokratisch bleiben	
Norbert Fiebig	19

Tourismus & Nachhaltigkeit: »Die Branche ist sehr opportunistisch!«	
Wolfgang Stradas im Gespräch	20

Von Touristifizierung und Massentourismus: Wie demokratisch ist Reisen?	
Anja Saretzki	21

Lebendige Tradition mit Erlebnischarakter: Bräuche, Feste und immaterielles Kulturerbe	
Kurt Luger	22

Reisen als Beruf: Von der Lust, unterwegs zu sein	
Tina Uebel im Gespräch	23

Reiseverkehrsmittel im Wandel der Zeit: Unterwegs mit Auto, Zug, Schiff oder Flugzeug?	
Bettina Gundler	24

Unterwegs mit dem Zug: »Die Eisenbahn hat das Reisen zum Massenphänomen gemacht«	
Vier Fragen an Andreas Knipping	25

Über Markenentwicklung in der Touristik am Beispiel Studienreisen: Probesitzen im Kopf	
Boris Kochan	25

Pilgerreisen als spirituelle Form des Reisens: Gottsuche oder Selbstfindung?	
Isabella Schwaderer	26

Trends und Zukunftspotenziale im Gesundheitstourismus: Gesund durch Reisen	
Matilde S. Groß	26

Kreuzfahrten als Arbeitgeber für Kulturschaffende: Harte Arbeit, schlechte Bezahlung	
Jörg Löwer	27

Sorgen und Nöte im Reisegepäck	
Volker Faigle im Gespräch	27

Der Festival-Tourismus boomt nach wie vor: Intensität des Erlebens	
Jürgen König	28

Erfüllte Urlaubssehnsüchte der Ostdeutschen: Reisefreiheit oder organisierter Spaß	
Regine Möbius	29

Eine kleine Kulturgeschichte des Reisegepäck: Von der Reisetruhe zum Rollkoffer	
Ludwig Greven	29

INTERNATIONALES

Deutsch-Hebräische Schriftkunst: Ausgewandert und Angekommen	
Klaus-Dieter Lehmann	30

Kultur- und Kreativwirtschaft in Indonesien: Von Kunstkollektiven in der Kulturindustrie	
Ingo Schöningh	31

DAS LETZTE

Kurz-Schluss	
Theo Geißler	32
Lawrows Träume	32
Karikatur	32
Impressum	32

DER AUSBLICK 11|23

Die nächste Politik & Kultur erscheint am 1. November 2023. Im Fokus steht in Kooperation mit der Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Eva Högl, das Thema »Bundeswehr & Erinnern«.

WEITERE THEMEN IN DIESEM JAHR

2023 erwartet die Leserinnen und Leser von Politik & Kultur anlässlich des 25. Jubiläums der Washingtoner Erklärung noch ein Themenschwerpunkt zu NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgütern in der Ausgabe 12/2023-01/2024.

Außerdem wird dieser Doppelausgabe ein Dossier in Kooperation mit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz beiliegen. Bleiben Sie gespannt!

Fortsetzung von Seite 1

angekündigt, Schutzlücken zu schließen, den Rechtsschutz zu verbessern und den Anwendungsbereich des AGG auszuweiten.

Ich habe vor wenigen Wochen ein Papier mit wichtigen Grundlagen und Vorschlägen für die Reform vorgelegt. Mir ist wichtig, dass wir künftig auch Menschen schützen, die wegen ihrer Staatsangehörigkeit, wegen des sozialen Status diskriminiert werden oder einfach, weil sie Eltern sind oder für andere Angehörige Fürsorgeverantwortung übernehmen. Wer Diskriminierung erlebt, muss es künftig einfacher haben, dagegen vorzugehen. Bisher trauen sich Menschen kaum vor Gericht zu ziehen, auch weil die emotionalen und finanziellen Hürden für einzelne Personen zu hoch sind. Deshalb brauchen wir ein Verbandsklagerecht und eine sogenannte Prozessstandschaft. Dann könnten etablierte Antidiskriminierungsverbände Betroffene entlasten und z. B. für sie klagen. Außerdem soll das AGG



FOTO: STEFFEN KUGLER / BUNDESPRESSEAMT

künftig auch dann gelten, wenn staatliche Stellen diskriminieren, also Ämter, Behörden, Polizei, Justiz. Bisher regelt das AGG nur Diskriminierungen bei sogenannten Massengeschäften in der Privatwirtschaft, also wenn jemand beim Friseur- oder Restaurantbesuch diskriminiert wird.

Außerdem gilt der gesetzliche Antidiskriminierungsschutz bislang nur für angestellte Mitarbeitende. Ich möchte den Schutz auch auf freie Mitarbeitende ausweiten. Wie wichtig das ist, sehen wir im Kunst- und Kulturbereich. Hier arbeiten viele Menschen als Freischaffende. Die unsicheren Arbeitsverhältnisse sind ein Einfallstor für Diskriminierung. Immer wieder machen rassistische und sexistische Vorfälle an Theatern, am Filmset und in der Musikbranche Schlagzeilen.

Sexuelle Belästigung kommt nach einer Erhebung aus dem Haus der Kulturstatsministerin Claudia Roth im deutschen Kulturbetrieb rund fünfmal häufiger vor als im Durchschnitt aller anderen Branchen. Die meisten Opfer sind Frauen. Solche Strukturen lassen sich nicht mit bloßer sprachlicher Rhetorik bekämpfen. Wir brauchen echte Veränderungen. Der Kulturbetrieb müsste von seinem Selbstverständnis her ein besonders zivilisierter und fortschrittlicher Ort sein, an dem wichtige gesellschaftliche Fragen verhandelt und progressive Positionen eingenommen werden. Bei genauerem Hinsehen wird aber klar: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Hinter den Kulissen herrschen leider noch viel zu oft toxische Machtstrukturen und Abhängigkeitsverhältnisse, die Nährboden für Machtmissbrauch und sexuelle Belästigung sind. Wie tief verankert Sexismus in der Kulturbranche ist – auch hierzulande –, wissen wir spätestens seit #MeToo.

Es ist gut und wichtig, dass die Staatsministerin das Thema nun angeht und verschiedene Maßnahmen unterstützt. Eine Maßnahme ist der Dialogprozess des Deutschen Kulturrates für respektvolles Arbeiten in Kunst, Kultur und

Wie tief verankert Sexismus in der Kulturbranche ist – auch hierzulande –, wissen wir spätestens seit #MeToo

Medien. Der Kodex ist ein Baustein für mehr Schutz von Beschäftigten in der Kulturbranche. Allein wird er nicht ausreichen, um gängige Praxis nachhaltig zu verändern und Beschäftigte vor Diskriminierung und Machtmissbrauch zu schützen. Dafür brauchen wir eine Reform des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes.

Konkret geht es hier um den Schutz von freien Mitarbeitenden vor Diskriminierung und um verbindliche Regeln und Sanktionen bei Verstößen gegen das Diskriminierungsverbot.

Flankiert werden muss das auch mit dem Ausbau und der Stärkung von Beratungsstellen im Kulturbetrieb, an die sich Betroffene von Diskriminierung und sexueller Belästigung wenden können. Denn genau darum geht es: nicht um die Unterschiede. Sondern darum, das Schweigen zu überwinden und zu einer gemeinsamen Sprache zu finden.

Ferda Ataman ist Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung und Leiterin der Antidiskriminierungsstelle des Bundes

Kulturmensch Andrea Gysi



FOTO: BBK BUNDESVERBAND

»Unpräzise«, so kann Andrea Gysi am besten beschrieben werden. Als Geschäftsführerin des Bundesverbands Bildender Künstlerinnen und Künstler, als Geschäftsführerin des Deutschen Kunstrates, als Mitglied in Fachausschüssen des Deutschen Kulturrates oder auch im Sprecherrat des Deutschen Kulturrates – stets hält sie sich eher zurück und stellt sich nicht in den Mittelpunkt. Wenn sie sich zu Wort meldet, haben ihre Beiträge allerdings immer Hand und Fuß. Sie legt den Finger in die Wunde oder fragt präzise nach, was stets die Diskussion befördert und nach vorne treibt. Als ausgebildete Juristin drängt sie auf klare Sprache und konkrete Aussagen. In ihrer Zeit als Geschäftsführerin im

Bundesverband Bildender Künstlerinnen und Künstler sind die Aufnahme künstlerischer Drucktechniken in das Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes, die Tage der Druckkunst, die Beteiligung am Programm »Kultur macht stark« und von NEUSTART KULTUR als wichtige Meilensteine zu nennen. Als Geschäftsführerin des Deutschen Kunstrates hat sie es vermocht, die teils sehr unterschiedlichen Stimmen zusammenzuführen. Vor ihrer Tätigkeit als Geschäftsführerin des Bundesverbands Bildender Künstlerinnen und Künstler war Andrea Gysi als Rechtsanwältin tätig. Von 1990 bis 1998 gehörte sie dem Deutschen Bundestag an. Am 1. Oktober geht sie in den Ruhestand. Herzlichen Dank, Andrea Gysi!

Staatsziel Kultur: Never ending story

Was ist passiert – und wie geht es weiter?

OLAF ZIMMERMANN & GABRIELE SCHULZ

Als die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags »Kultur in Deutschland« vor 20 Jahren das Thema Staatsziel Kultur auf ihre Agenda setzte, fing sie nicht beim Nullpunkt an. Bereits 1981 bis 1983, also in der alten Bundesrepublik, wurde sich in der Sachverständigenkommission »Staatszielbestimmungen/Gesetzgebungsaufträge« intensiv mit der Verankerung des Staatsziels Kultur befasst. Diese Kommission kam nach eingehenden Beratungen und unter Hinzuziehung weiterer Expertise mehrheitlich zum Schluss, dass eine Staatszielbestimmung zum Schutz der kulturellen und der natürlichen Lebensgrundlagen in das Grundgesetz aufgenommen werden sollte. Ins Spiel gebracht wurde bereits seinerzeit Art. 20 GG, hier sollte das Staatsziel Kultur verankert werden.

Im Einigungsvertrag wird in einem eigenen Kapitel »VIII. Kultur, Bildung und Wissenschaft, Sport« auf die Bedeutung von Kultur für das Gemeinwesen eingegangen. Besonders wichtig ist Art. 35 des Einigungsvertrags, da hier das vereinigte Deutschland als Kulturstaat bezeichnet wird. Weiter wird auf das Erfordernis der Kulturfinanzierung abgehoben.

Im Nachgang zur deutschen Einheit wurde die »Gemeinsame Verfassungskommission« eingesetzt, die den Auftrag hatte, sich mit Änderungen des Grundgesetzes und speziell mit neuen Staatszielbestimmungen auseinanderzusetzen. Im Jahr 1992 empfahl die »Gemeinsame Verfassungskommission« das Staatsziel zum Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen in das Grundgesetz aufzunehmen. Der Vorschlag, das Staatsziel Kultur zu verankern, fand in der Kommission nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit.

Kultur-Enquete

Die Debatten in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags »Kultur in Deutschland« waren also ein erneuter Anlauf, um das Staatsziel Kultur im Grundgesetz zu verankern. Die Enquete-Kommission hat wiederum Sachverständige angehört. Sie hat die Verfassungen der Länder zurate gezogen und einen Blick in das europäische Ausland geworfen. Ferner hat sie mögliche Formulierungen und ihre Wirkungen durchgespielt. Eine wichtige Rolle in den Debatten spielte die Frage, ob Art. 5 Abs. 3 GG »Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei« bereits das Staatsziel Kultur normieren. Nach gründlichen Diskussionen haben die Mitglieder der Enquete-Kommission schließlich am 1. Juni 2005 einstimmig dafür votiert, das Staatsziel Kultur mit einem eigenen Satz Art. 20b GG mit dem Wortlaut »Der Staat schützt und fördert die Kultur« einzufügen. In ihrem Zwischenbericht (Drucksache 15/5560) zum Ende der 15. Wahlperiode dem Deutschen Bundestag hat die Enquete-Kommission ihr Vorgehen und ihre Empfehlung ausführlich erörtert.

Die Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland« des Deutschen Bundestags wurde 2002 erneut eingesetzt. Sie beschäftigte sich noch einmal mit dem Thema und bekräftigte in ihrem Schlussbericht (Drucksache 16/7000) erneut einstimmig ihren Beschluss und fügte den oben erwähnten Zwischenbericht in ihren Schlussbericht ein.

In der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags »Kultur in Deutschland«, der ich, Olaf Zimmermann, sowohl in der 15. als auch der 16. Wahlperiode angehören durfte, wurde also das Für und Wider eines Staatsziels Kultur im Grundgesetz gründlich abgewogen und von verschiedenen Seiten beleuchtet. Die genannte Enquete-Kommission hat sich mit den verfassungsrechtlichen Grundlagen, mit den zurückliegenden Diskussionen zum

Staatsziel Kultur im Grundgesetz, mit Modellen möglicher Verfassungsänderungen, mit der Kulturverfassung des Bundes und den Kulturverfassungen der Länder sowie mit Kultur in ausgewählten europäischen Verfassungen ausführlich und fundiert befasst. Sie hat eigene Anhörungen hierzu durchgeführt und umfänglich die Literatur zu der Fragestellung zurate gezogen. Vor der Beschlussfassung wurden die Bedenken gegenüber einer Grundgesetzänderung ebenso wie die Vorzüge eingehend beraten. In diesem Zusammenhang wurde sich insbesondere mit den Auswirkungen der Staatszielbestimmung Schutz und Förderung der Kultur auseinandergesetzt und unterstrichen, dass diese Staatszielbestimmung einen inhaltlichen Einfluss auf die Kultur nicht zur Folge hat. Schutz und Förderung der Kultur bedeuten Schutz und Förderung der kulturellen Freiheit. Breiten Raum nahm in der Diskussion die Frage ein, ob ein Staatsziel Kultur erforderlich ist, obwohl in der ständigen Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts die Bundesrepublik Deutschland als Kulturstaat definiert wird.

Nach Abwägung der verschiedenen, auch in öffentlichen Anhörungen vorgetragenen Argumente kam die genannte Enquete-Kommission zu dem Schluss, dass ein Staatsziel Kultur wichtig sei. Ein Staatsziel Kultur würde als Auslegungsgrundsatz im Zusammenhang mit anderen Grundrechten dienen. Es würde mit Blick auf das kulturelle Erbe die Verantwortung des Staates unterstreichen, dieses zu bewahren und zu schützen. Weiter wird mit dem Staatsziel Kultur deutlich, dass Kultur unter Haushaltsgesichtspunkten nicht als nachrangig beurteilt werden darf. Gleichwohl lässt sich aus dem Staatsziel kein unmittelbarer Anspruch auf individuelle Kulturförderung ableiten.

Die genannte Enquete-Kommission hat sich ferner intensiv mit dem möglichen Wortlaut einer Staatszielbestimmung Kultur befasst und schließlich der erwähnten Formulierung »Der Staat schützt und fördert die Kultur« in einem eigenen Art. 20b GG den Vorzug gegeben.

In der 16. Wahlperiode brachte die FDP-Fraktion, seinerzeit in der Opposition, einen Gesetzesentwurf zur Einführung des Staatsziels Kultur (Drucksache 16/387) in den Deutschen Bundestag ein. Die FDP-Fraktion hat in diesem Antrag die Formulierung der Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland« übernommen. Der Rechtsausschuss befasste sich mit dem Antrag und führte hierzu eine Anhörung durch. Der Gesetzesentwurf fiel der Diskontinuität zum Opfer, da die Legislaturperiode endete, bevor der Antrag abschließend behandelt wurde.

In der Folge wurden in den Koalitionsverträgen verschiedene Anläufe genommen, das Staatsziel Kultur auf die Agenda zu setzen. Teilweise mit vagen Versprechen, sich insgesamt mit den Staatszielbestimmungen zu befassen, teilweise wie im aktuellen Koalitionsvertrag von SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP mit einer konkreten Absichtserklärung, Kultur in ihrer Vielfalt als Staatsziel zu verankern.

Deutscher Kulturrat

Der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Bundeskulturverbände, unterstützt die Formulierung der Enquete-Kommission und hat sie sich zu eigen gemacht. Sie ist offen genug, um der Vielfalt und der stetigen Weiterentwicklung kultureller Ausdrucksformen ebenso Rechnung zu tragen wie dem Schutz des kulturellen Erbes. Der Satz »Der Staat schützt und fördert die Kultur« impliziert die Kultur in ihrer ganzen Vielfalt. Er macht keine Aussage zu vermeintlicher Hoch-, Breiten- oder populärer Kultur, sondern nimmt die Kultur als solche in den Blick. Angesichts der erforderlichen Zweidrittelmehrheit im Deutschen Bundestag und im Bundesrat



Blick auf die Dachterrasse und die Kuppel des Reichstagsgebäudes

FOTO: DEUTSCHER BUNDESTAG / STEPHAN ERFURT

sollte sich auf eine möglichst pragmatische Formulierung verständigt werden, die von einer breiten Mehrheit getragen werden kann.

Die Formulierung entspricht auch der Intention der UNESCO-Konvention zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen, die von der Bundesrepublik Deutschland ratifiziert wurde.

Wirkung eines Staatsziels Kultur

Eine immer wieder aufkommende Frage ist, ob ein Staatsziel im Grundgesetz wirklich nützlich sein kann. Zwei Beispiele sollen zeigen, dass ein Staatsziel Kultur im Grundgesetz kein Placebo sein würde.

Während der Coronapandemie wurde bei den Schutzbestimmungen im Infektionsschutzgesetz der Bedeutung der Kultur erst nach heftigen Protesten der Kulturpolitikerinnen und Kulturpolitiker des Deutschen Bundestags und auch von uns Rechnung getragen. Später musste bei jeder Änderung des Infektionsschutzgesetzes auf die besondere Bedeutung der Kunstfreiheit mit Blick auf den Werkbereich, also der künstlerischen Tätigkeit selbst, und den Wirkbereich, also der Darbietung und Verbreitung des Kunstwerks, hingewiesen werden. Ferner wurden Kultureinrichtungen und Freizeiteinrichtungen zusammen aufgeführt. Dem grundgesetzlich garantierten Schutz der Kunstfreiheit wurde damit nicht ausreichend Rechnung getragen.

Ein Staatsziel Kultur im Grundgesetz hätte geboten, dass die besondere Bedeutung der Kultur bei der Formulierung des Infektionsschutzgesetzes entsprechend gewürdigt wird.

Ein Staatsziel Kultur müsste auch bei der gerade stattfindenden Umsetzung der CER-Richtlinie (EU-Richtlinie zum Schutz Kritischer Infrastrukturen) und zur Stärkung der Resilienz kritischer Anlagen

Damit das Staatsziel Kultur im Grundgesetz aufgenommen werden kann, bedarf es einer Zustimmung von zwei Dritteln der Abgeordneten im Deutschen Bundestag und von zwei Dritteln der Länder im Bundesrat

beachtet werden. Obwohl der Bund aufgrund völkerrechtlicher Verträge (Haager Konvention) für die Langzeitarchivierung von (mikroverfilmten) Dokumenten zur deutschen Geschichte zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten verpflichtet ist, wird diesem Umstand im aktuellen Referentenentwurf zum KRITIS-Dachgesetz nicht ausreichend entsprochen. Kultur wird im aktuellen Referentenentwurf nicht als kritische Infrastruktur benannt. Weiter wird die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien nicht zu den Bundesressorts gezählt, mit denen das Bundesministerium des Innern und Heimat einvernehmlich bestimmt, welche Einrichtungen als kritisch anzusehen sind.

Das Staatsziel Kultur im Grundgesetz hätte auch hier geboten, dass dem Kulturschutzgedanken bei diesem Gesetzgebungsvorhaben ausreichend Rechnung getragen wird.

Die beiden genannten Beispiele zeigen, dass die Verankerung des Staatsziels Kultur im Grundgesetz über die Kulturförderung deutlich hinausgeht. Es geht darum, bei Gesetzgebungsvorhaben des Bundes das Staatsziel Kultur wie andere Staatsziele auch in die Abwägungsprozesse adäquat einzubeziehen. Die besondere Verantwortung des Bundes in der Kulturpolitik liegt in der Gestaltung der Rahmenbedingungen und gerade nicht in der Kulturfinanzierung, wo er ohnehin den kleinsten Anteil der drei staatlichen Ebenen einbringt.

Föderalismusneutral

Bereits die Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland« hat herausgearbeitet, dass das Staatsziel Kultur föderalismusneutral ist. Die Kulturhoheit der Länder wird durch ein solches Staatsziel nicht beschnitten. Ähnlich wie Art. 7 Abs. 1 GG »Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates« die Zuständigkeit der Länder in Bildungsfragen nicht eingrenzt, würde ein Staatsziel Kultur in das Handeln der Länder nicht eingreifen oder es obsolet machen.

Der Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen gehört, vollkommen zu Recht, seit Langem zu den Staatszielen, das Pendant der Schutz der kulturellen Lebensgrundlagen, das Staatsziel Kultur, ist nach wie vor ein Desiderat.

Neuer Anlauf

Der Ausschuss für Kultur und Medien des Deutschen Bundestags hatte am 20. September dieses Jahres zur Öffentlichen Anhörung zum Staatsziel Kultur eingeladen, um neuen Schwung in die festgefahrene Debatte zum Staatsziel Kultur zu bringen. SPD, Bündnis 90/Die Grünen, die FDP und die Linke haben ihre Unterstützung in der Anhörung signalisiert. Nur die Union sagte in der Anhörung Nein zum Staatsziel Kultur. An der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, das ist die Befürchtung, könnte die Verankerung des Staatsziels Kultur im Grundgesetz jetzt wieder scheitern.

Damit das Staatsziel Kultur im Grundgesetz aufgenommen werden kann, bedarf es einer Zustimmung von zwei Dritteln der Abgeordneten im Deutschen Bundestag und von zwei Dritteln der Länder im Bundesrat. Das bedeutet konkret, dass ohne eine Unterstützung von Abgeordneten der CDU/CSU-Bundestagsfraktion das Staatsziel Kultur in dieser Wahlperiode nicht in das Grundgesetz aufgenommen werden kann.

Damit das Staatsziel Kultur keine »never ending story« wird, appellieren wir an die Mitglieder der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, die Verankerung des Staatsziels Kultur im Grundgesetz noch in dieser Wahlperiode zu unterstützen.

Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Gabriele Schulz ist Stellvertretende Geschäftsführerin des Deutschen Kulturrates

Die Traumweberin

Laudatio auf Isabel Pfeiffer-Poensgen zur Verleihung des Deutschen Kulturpolitikpreises 2023

CARSTEN BROSDA

Das »Eleven Madison Park« in New York wurde 2017 zum besten Restaurant der Welt gekürt. Um diesen Titel zu erringen, reichen grandioses Essen und herausragender Service allein nicht aus. Der damalige Geschäftsführer des Restaurants, Will Guidara, führte den Erfolg vielmehr maßgeblich auf die Arbeit ganz bestimmter Mitarbeitenden zurück: der sogenannten »Dreamweaver«, der Traumweber. Sie recherchieren nach eingegangener Reservierung den Hintergrund von Gästen, nicht nur ihre kulinarischen Vorlieben oder Abneigungen, sondern ganz allgemein ihre Selbstpräsentation auf sozialen Netzwerken. Das Restaurant versucht herauszufinden, mit welchen Erwartungen die Gäste das Lokal aufsuchen und welche Wünsche es ihnen erfüllen kann.

Die Traumweber schaffen daraus hoch individualisierte Zusätze zum Menü, um die Erfahrung in einem Sterne-Restaurant zu essen, unvergesslich zu machen. Die so entstehenden »Legends« können Kleinigkeiten sein, eine handgemalte Tarot-Karte zu jedem Gang für die Esoterik-Anhängerin oder ein Dekanter in Raumschiff-Form für den »Star Wars«-Fan. Oder groß: So überraschten die Dreamweaver die Kinder einer spanischen Familie, die noch nie Schnee gesehen hatten, nach dem Essen mit einer Schlittenfahrt im Central Park. Oder sie füllten einen privaten Speisesaal mit Sand, komplett mit Mai Tais und Liegestühlen, um ein Paar zu trösten, das seinen Urlaub auf einer tropischen Insel absagen musste.

Guidara schrieb später ein Buch über dieses Vorgehen und nannte es »Unreasonable Hospitality: The Remarkable Power of Giving People More Than They Expect«, zu Deutsch: »Unvernünftige Gastfreundschaft: Die bemerkenswerte Kraft, den Menschen mehr zu geben, als sie erwarten«.

Im Englischen gibt es den Ausdruck »going the extra mile«, was eben nicht »eine Ehrenrunde drehen« bedeutet, sondern »sich besonders Mühe geben«.

Insofern sind Sie, liebe Isabel Pfeiffer-Poensgen, auch so ein Dreamweaver, denn auch Sie sind immer die Extra-Meile gegangen und haben Menschen mehr gegeben, als diese erwartet haben. Mit einem Interesse an den Menschen und nach umfassender Recherche und Analyse, versteht sich. »Unreasonable«, also unvernünftig, finde ich das jedoch nicht, sondern im Gegenteil sehr, sehr klug.

Weggefahrten und Weggefahrten betonen jedenfalls, dass Sie immer

mehr Termine absolvieren, als Sie müssten. Dass es Ihnen ein inhärentes Bedürfnis ist, im Dialog mit den Künstlerinnen und Kreativen zu sein und zu bleiben. Also nicht nur Politik für sie, sondern auch mit ihnen zu machen – und das über alle Sparten und Kunstformen hinweg.

Als langjährige Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder (2004-2017) haben Sie diese geprägt und waren ihr Gesicht in der Öffentlichkeit. Bereits damals bündelten Sie all Ihre Berufserfahrung, setzten sich für kulturelle Bildung, Provenienzforschung und

Ihr Erfolgsrezept hat sich seit damals nicht geändert: den Beteiligten aus den verschiedenen Bereichen der Kultur intensive Gespräche ermöglichen und dabei sehr genau zuhören

Kulturgutschutz ein. Und gefühlt »nebenbei« – aber natürlich in Wirklichkeit nur durch enorme Kraftanstrengungen hinter den Kulissen – gelangen Ihnen einige der spektakulärsten Kulturguterwerbungen der deutschen Gegenwart, etwa das originale Autograf von Ludwig van Beethovens »Diabelli-Variationen« für das Beethoven-Haus in Bonn oder die Reisetagebücher Alexander von Humboldts für die Staatsbibliothek zu Berlin.

Ihr Erfolgsrezept hat sich seit damals nicht geändert: den Beteiligten aus den verschiedenen Bereichen der Kultur intensive Gespräche ermöglichen und dabei sehr genau zuhören.

Anschließend die richtigen Personen miteinander verbinden und einfach nicht lockerlassen – getreu der festen Überzeugung, dass kein Projekt wirklich scheitert, wenn man es nur verbindlich und lange genug betreibt.

In Ihrer Schiller-Rede am Deutschen Literaturarchiv 2018 in Marbach fassen Sie – mittlerweile als Ministerin – Ihre Grundhaltung konzipiert in einem Satz zusammen: »... mir sind die Mittel in die Hand gegeben (...), und ich gedenke, sie zu nutzen.« Sie sind Überzeugungstäterin und verstehen Ihr Handeln als Dienst an der Sache und Politik als Pflicht an der Gemeinschaft und insbesondere an der Kultur, deren Ermöglichung Sie sich seit Jahrzehnten auf die Fahnen geschrieben haben.

Sie wissen, was der alte Adorno-Satz meint: »Wer Kultur sagt, sagt auch Verwaltung, ob er will oder nicht.« Die Mittel kennen, haben und auch anwenden – darauf kommt es an.

In Ihrem Antrittsinterview als frisch ernannte Ministerin für Wissenschaft und Kultur Nordrhein-Westfalen mit der Rheinischen Post sagten Sie 2017 einen weiteren, auf den ersten Blick schlichten Satz, der aber programmatisch über sich selbst hinausweist:

»Allerdings habe ich es in meinem Berufsleben immer so gehalten, möglichst alles auf Arbeitsebene zu klären. Nur, wenn das nicht möglich ist, würde ich mich an den Ministerpräsidenten wenden.«

Obwohl natürlich vorzüglich gut vernetzt und im steten Dialog mit denen, die Gesetze machen, und jenen, für die sie gemacht werden, lassen Sie am liebsten Ihre Arbeit und jene der Institution, der Sie vorstehen, sprechen. Erst wenn das nicht reicht, kommt der direkte Draht zum Einsatz – immer für

die Sache, nie um eitel einfach nur die eigene Nähe zu Entscheiderinnen und Entscheidern zu markieren. Auf die Ergebnisse der fachlichen Arbeit können Sie sich dabei aufgrund Ihrer enormen Sachkenntnis stets verlassen.

In dieser Charakterisierung Ihrer Arbeit finden sich schon ein paar Bruchstücke einer etwas grundsätzlicheren Erwägung. Wenn ich mir nämlich so die mögliche Typologie von Kulturpolitikern ansehe, dann ist es kein Wunder, dass Sie hier heute ausgezeichnet werden. Kulturpolitik ist nämlich schon ein ganz schön merkwürdiges Politikfeld.

Hier geht es weniger um administrative Entscheidungsmacht als in anderen Bereichen des Politischen. Stattdessen muss man ganz klassisch überzeugen und darf da auch nicht immer so ganz wählerisch sein, wenn es um die wirksamsten »Argumente« geht. Kommunikative Macht ist das entscheidende Medium.

Außerdem kämpft man regelmäßig gegen die Anmutung an, dass man doch irgendwie bloß für das Gute und Schöne verantwortlich sei. Dabei geht es um mehr, letztlich um beinahe alles. Um Zusammenhalt und Zusammenhang einer offenen und vielfältigen Gesellschaft.

Deshalb tanzt man immer auf dem Grat zwischen konkreter Finanzierungszusage und grundsätzlichem philosophischen Diskurs herum – stets vom Ausrutschen bedroht. Das fördert sehr unterschiedliche Strategien und gebiert recht merkwürdige Politikertypen. Sie kennen sie bestimmt:

Da gibt es die distinktierten Nichtpolitiker, die eher für das kluge Grußwort bei einer Matinee statt für die Haushaltsverhandlungen gecastet wurden.

Da gibt es diejenigen, die es sich zur Aufgabe machen, ihren Chefinnen und Chefs möglichst gezielt möglichst prominente Kulturgesichter für die nächste Kampagne zuzuführen.

Da gibt es diejenigen, die eigentlich lieber selber Kunst machen wollten, aber irgendwann einsehen mussten, dass es nur dazu gereicht hat, diejenigen auszusuchen, die Kunst machen oder Kunsteinrichtungen leiten dürfen – und denen die eigenen ehemaligen Ambitionen bisweilen in die Quere kommen.

Da gibt es diejenigen, die mit jeder Faser in der Politik stecken und die von den Künsten erwarten, dass sie die Demokratie oder gar gleich die ganze Welt retten und die deshalb immer wieder aufs Neue den Eigensinn künstlerischer Irritation verpassen.

Da gibt es diejenigen, die fortgesetzt damit hadern, dass sie kein wirklich wichtiges Ressort abbekommen haben, die sich in der Karrieresackgasse wähnen und die die Künste immer allen anderen anbieten, um anderes, meist schön Zählbares zu erreichen – Fachkräfte, Touristen oder Wertschöpfung.

Und dann gibt es schließlich diejenigen, die wissen, dass es sich bei der Kulturpolitik eigentlich um das wichtigste Ressort handelt, das so eine Regierung zu vergeben hat.

Denn schließlich ist ja alles, was nicht Natur ist, letztlich Kultur. Alles Gemeinsame, das nicht der materiellen Selbsterhaltung dient, wie Adorno schreibt. Daraus lässt sich schon was machen...

Allerdings muss man wissen, dass diese fast alles umfassende Bedeutung nur dann etwas wert ist, wenn man sie nicht vor sich herträgt, sondern weiß, wie sie sich sehr eigensinnig entfaltet. So eine sind Sie, liebe Isabel Pfeiffer-Poensgen. Sie gehören zu denjenigen,



V. l. n. r.: Christian Höppner, Isabel Pfeiffer-Poensgen und Carsten Brosda



Der Präsident des Deutschen Kulturrates übergibt den Deutschen Kulturpolitikpreis 2023 an Isabel Pfeiffer-Poensgen

FOTOS: DEUTSCHER KULTURRAT/JULE ROEHR

DEUTSCHER KULTURPOLITIK- PREIS 2023

Am 21. September wurde in Berlin der Deutsche Kulturpolitikpreis 2023 der ehemaligen Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Isabel Pfeiffer-Poensgen, für ihre langjährige, beharrliche, vielseitige kulturpolitische Engagement verliehen. 2021 wurde erstmalig der Deutsche Kulturpolitikpreis des Deutschen Kulturrates für besondere kulturpolitische Verdienste verliehen. Der Preis ist aus dem »Kulturroschen« hervorgegangen, der seit 1992 jährlich für kulturpolitische Lebensleistungen bzw. für eine Leistung langfristiger kulturpolitischer Tragweite vergeben wurde.

Und dazu müssten Künstlerinnen und Künstler eben berührbar und verletzbar sein können, weil sie nur dann diese Geschichten aufnehmen und verarbeiten können, weil sie nur dann quasi seismografisch die Unterströmungen des Menschlichen und Sozialen, des Emotionalen und des Politischen aufnehmen und erforschen können.

Das aber geht eben nur, wenn sie sich auch geschützt fühlen können. In einer Gesellschaft, in der das Ökonomische immer dominanter wird und gleichzeitig diejenigen auf dem Vormarsch sind, die die Freiheiten der Künste bedrängen und unsere Gesellschaft enger machen wollen, ist es umso wichtiger zu wissen, wo solche Verbündeten und solche Beschützerinnen und solche Fördererinnen sind.

Und ich habe immer wieder von Künstlerinnen und Künstlern gehört, dass sie sich bei Ihnen, liebe Isabel Pfeiffer-Poensgen, geschützt und gefördert, aber eben nie belagert gefühlt haben.

Das mit dem Belagern haben Sie an anderen Stellen dafür umso virtuoser eingesetzt.

Ein Wort, das in Bezug auf Sie immer wieder fällt, ist »Beharrlichkeit«. Sie selbst nennen sich hartnäckig oder gleich glasklar: »Ich bleibe auch eine Nervensäge.«

Dabei geht es bei Ihnen nicht nur um die Dimension von Beharrlichkeit, bei der es um die Überwindung von Schwierigkeiten geht, im Sinne von »steter Tropfen höhlt den Stein«.

Es geht auch um das umfassende Verständnis, dass manche Dinge ihre Zeit brauchen. Gerade in einer föderalen Demokratie, gerade bei so etwas Grundlegendem wie Kunst und Kultur. Auch bei ausgebildeten Juristinnen, wie Sie eine sind, und bei Personen mit Ihrer enormen Verwaltungskompetenz, ist das keine Selbstverständlichkeit. ►



Gruppenbild mit Preisträgerin zum Deutschen Kulturpolitikpreis 2023



Philipp Schupelius am Violoncello und Simon Haje am Klavier begleiteten die Kulturpolitikpreisverleihung musikalisch



Isabel Pfeiffer-Poensgen mit dem von Klaus Geldmacher entworfenen Preisobjekt

Fortsetzung von Seite 4

Sie stehen für Dinge, von denen Sie überzeugt sind, ein und treiben diese voran.

Deshalb auch der markante Fokus auf die langfristigen Fragen des kulturellen Erbes, des Erhalts von Schriftgut oder der Provenienz musealer Sammlungen.

Dabei schätze ich an Ihnen besonders, dass Ihr Grundmodus die Zuversicht ist. Sie beschweren sich nicht mutlos, sondern stoßen Veränderungen an. Bei all dem, was die Coronapandemie im Kulturbereich an Schäden angerichtet hat, weisen Sie etwa darauf hin, dass die besondere Situation der Lockdowns auch zu einer »heilsamen Debatte über die Relevanz von Kunst und Kultur« geführt habe, aus der sie gestärkt hervorgegangen seien.

Die Entgrenzungsprozesse, die unsere Gegenwart prägen und die auch wachsende Verunsicherungen hervorbringen, sind für Sie zugleich Impulse für notwendige Selbstbefragungen. Aus diesen ergeben sich dann für Sie konkrete Arbeitsaufträge, z. B. die Stärkung der Provenienzforschung als Reaktion auf erstarkende Erzählungen vermeintlicher kultureller Homogenität und einem geschichtsvergesessenen Verständnis von nationalstaatlicher Einheit. Wir sind nicht, wir wurden so gemacht.

Gerade beim Thema »Provenienzforschung« bewiesen Sie sehr früh ein sensibles Gespür. Bereits vor 2004, noch vor Ihrer Tätigkeit für die Kulturstiftung der Länder, haben Sie angefangen, sich um dieses Feld zu kümmern, einfach aus der Erfahrung heraus, dass viele Museen mit Ansprüchen konfrontiert waren, aber sich nicht einmal ein Provenienzgutachten leisten konnten.

Sie legten später einen Fonds dazu auf und gaben für die Kulturstiftung der Länder 100.000 Euro, was die höchstmögliche Summe ohne

Gremienbeschluss war. So begann es mit der Arbeitsstelle für Provenienzforschung, die dann an der Stiftung Preussischer Kulturbesitz angedockt wurde.

Die Beauftragte für Kultur und Medien gründete später das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg und stockte zugleich die Mittel erheblich auf. Das wäre nicht möglich gewesen, hätten Sie nicht beharrlich daran mitgewirkt, alle 16 Länder von der Notwendigkeit einer Finanzierung der Aufarbeitung zu überzeugen. Somit konnten Sie dann als Ministerin in neuer Funktion am alten Thema weiterarbeiten. Weitsicht gepaart also mit Beharrlichkeit – Sie wären sicherlich auch eine herausragende Bergführerin geworden.

Ihr Verständnis, wofür Sie als Kulturpolitikerin zuständig sind, war ungewöhnlich breit. Es sprengte alle Ressortgrenzen bzw. weigerte sich bisweilen sogar, diese überhaupt, über verwaltungstechnische Zuschnitte hinaus, anzuerkennen. Wie gesagt: Alles, was nicht Natur ist, ist ja letztlich Kultur.

Diesen Umstand wussten Sie, liebe Isabell Pfeiffer-Poensgen, zu nutzen.

Dass Kultur und Wissenschaft diesem Verständnis nach aus der gleichen Quelle stammen, ließe sich biografisch erklären: Als langjährige Kanzlerin einer der größten und renommiertesten künstlerischen Hochschule Deutschlands liegt ein Brückenschlag zwischen beidem nahe. Da war das spätere Amt als Ministerin für Kultur und Wissenschaft nur folgerichtig.

Dass die heutige Verleihung im Wilhelm von Humboldt-Saal der Staatsbibliothek zu Berlin stattfindet, also an einem Ort, der einer Person gewidmet ist, in der sich die Identität als Wissenschaftler und Schriftsteller vereinen wie bei wenigen anderen, kann ich daher nur als überaus passend bewerten.

Die von Ihnen stets betonte Relevanz von kultureller Bildung lässt sich

aus Ihrer Biografie ebenfalls gut herleiten. Das schließt Ausbildung explizit mit ein, denn große Kunst braucht neben Talent und Inspiration auch das handwerkliche Können. Und genau das muss Kulturpolitik ermöglichen, damit Kultur nicht bereits bei der Ausbildung zum elitären Vergnügen einer kleinen Minderheit, die es sich leisten kann, verkommt.

Dafür haben Sie sich stets eingesetzt, etwa mit dem Kulturrucksack NRW, der dafür sorgt, dass die Tür zu Kunst und Kultur für alle Kinder und Jugendlichen so früh und so weit wie möglich offenstehen, gerade auch als mögliches Feld zukünftigen Lohnerwerbs.

Womit ich bei den nächsten einverlebten Ressorts angekommen bin: Arbeit, Wirtschaft und Soziales. Schon als Vorsitzende der Kulturministerkonferenz haben Sie die soziale und wirtschaftliche Absicherung von Künstlerinnen und Künstlern zum Schwerpunkt Ihrer Arbeit gemacht. Sie haben Kunst und Kultur immer von den Menschen her gedacht. Auch hier wieder zeigt sich Ihre Arbeitsweise, ein Thema, das Sie bereits langjährig »im Hintergrund« bewegen, im richtigen Moment als Reaktion auf konkrete gesellschaftliche Veränderungen in den Vordergrund zu schieben.

Der Begriff »Universalgelehrte« sagte schon immer mehr über den beschränkten Umfang des Wissens in früheren Epochen als über die Genialität der damit bezeichneten Person aus. Daher ist er, auch als lobende Fremdbezeichnung, ungeeignet. Erst recht hier im Humboldt-Saal. Ich schlage hingegen vor, Sie als »Universalempathin« zu ehren. Nicht als jemand, der vom Mitfühlen überwältigt wird, sondern der die Position anderer so umfassend versteht und sich so herausragend hineindenken kann, dass er oder sie die Situation der anderen in Gänze überblicken kann.

Das ist Ihnen in meiner Wahrnehmung mit Künstlerinnen und Künstlern gelungen, zu deren Anwältin Sie sich mit großem Respekt und viel Elan gemacht haben. Und das haben Sie auch in der Kulturministerkonferenz als Koordinatorin der B-Länder und ein Jahr als Vorsitzende mit unglaublichem Elan und großer Verve getan.

Ich erinnere mich noch gut, wie wir zwei über ein Wochenende hinweg mal eine politische Positionierung vereinbart und zu Papier gebracht haben, die den Künsten in der Coronapandemie endlich die Anerkennung bringen sollte, die sie so dringend brauchte. Wir haben das dann auch mit vereinten Kräften durch eine Ministerpräsidentenkonferenz gebracht, als die »große« Politik mal wieder vergessen wollte, dass sie ohne die Künste, ohne kulturelles Fundament doch nur bloßes Machthandeln wäre.

Ihr Verständnis, wofür Sie als Kulturpolitikerin zuständig sind, war ungewöhnlich breit. Es sprengte alle Ressortgrenzen

Das geht nur, wenn man sich – unabhängig von allen Parteifarben und Eigeninteressen der Landesregierungen – einig ist, dass die Künste etwas sehr Besonderes sind.

Es ist etwas sehr Heilsames, dass wir uns darauf im Kulturföderalismus immer wieder neu einigen müssen, und dass wir so vorleben können, wie unterschiedliche Positionen diskursiv zu einer werden können. Das ist eine kulturelle Leistung, die manchmal mehr wert sein kann, als wieder

ein Förderprogramm durch die Bereinigungssitzung des Haushaltsausschusses des Bundestags zu bringen.

Auch wenn Letzteres hier in der Hauptstadt natürlich mehr Aufmerksamkeit generiert, stärkt doch Ersteres immer wieder neu die Fundamente, auf denen unser Gemeinwesen gegründet ist.

Denn wenn es gelingt, dann haben Sie viele, viele Verbündete auf allen Ebenen unseres komplexen politischen Systems von der kommunalen Ebene über die Länder bis hin zum Bund. Und genau diese Gemeinsamkeit ist wichtig. Das Wissen darum, dass diese Einigkeit notwendig ist, hat uns immer geeint. Und dass Isabel Pfeiffer-Poensgen in der Hamburger Kulturbehörde angefangen hat und später Ministerin in NRW wurde, während ich als gebürtiger Gelsenkirchener heute in Hamburg die Kulturbehörde leiten darf, zeigt ja auch, dass der Föderalismus zum Austausch durchaus fähig ist.

Liebe Isabell Pfeiffer-Poensgen, in Ihrer Antrittsrede als Landesministerin sagen Sie: »Unerwartet ist – ihrem Wesen nach – die Kunst. Oft genug überrascht und irritiert sie uns.« Ihre Auszeichnung mit dem Deutschen Kulturpolitikpreis 2023 ist demnach keine Kunst, denn sie hat mich weder überrascht noch irritiert. Diese Ehrung ist vielmehr überaus passend und absolut folgerichtig. Sie trifft absolut die Richtige, und es macht enormen Spaß, Sie so ausgiebig zu feiern.

Ich könnte noch stundenlang weitermachen, aber Sie wollen nachher beim Empfang sicherlich auch noch von allen anderen hören, warum Sie wirklich Besonderes geleistet haben. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig zu diesem Preis. Herzlichen Glückwunsch!

Carsten Brosda ist Senator der Hamburger Behörde für Kultur und Medien

Breite Bündnisse für die Kultur

Gemeinsam die Kultur der Demokratie schützen und stärken

CLAUDIA ROTH

Am 1. Mai des vergangenen Jahres notierte der ukrainische Schriftsteller Andrej Kurkow in sein »Tagebuch einer Invasion«: »Ohne Wasser, ohne Luft und ohne Kultur kann der Mensch nicht leben. Kultur gibt einen Sinn im Leben. Und deshalb ist sie in Zeiten von Katastrophe und Kriegen besonders wichtig. Kultur wird zu etwas, dass man nicht so einfach aufgeben kann. Sie zeigt dem Menschen auf, wer er oder sie ist und wohin er oder sie gehört.«

Ein Jahr nach dem verbrecherischen Angriff Russlands auf die Ukraine sprach ich im Februar bei einer Veranstaltung der Münchner Sicherheitskonferenz mit Andrej Kurkow über die Bedeutung von Kultur in Zeiten von Krieg und Krise und was es bedeutet, eine Kultur der Demokratie gegen einen totalitären Aggressor wie Putin zu verteidigen.

Ein Abend, der sich mir tief eingegraben hat, wie schon das ganze Jahr zuvor, besonders auch mein Besuch in Odessa. Eine Stadt, die nun Weltkulturerbe ist und die mit ihren Bewohnerinnen und Bewohnern unentwegt russischem Bombenhagel ausgesetzt ist.

Liebe Mistreiterinnen und Mitstreiter für die Kultur in diesem Land: Es geht derzeit um sehr viel, in diesen nicht einfachen Zeiten. Der verbrecherische Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine ist eben auch ein direkter Angriff auf die Kultur der Demokratie, auf die Kultur in der Demokratie, den so wertvollen Freiheitsraum von Kunst und Kultur, der nicht einer gezielten Staatspropaganda unterworfen wird – wie wir das in Russland und beileibe nicht nur dort beobachten müssen.

Auch bei uns hier im Land wie auch in Europa gibt es leider immer mehr Demokratiefeinde – und Verächter des Rechtsstaats, die dem Freiraum der Kultur nach ihren Vorstellungen an den Kragen wollen, sie für ihre rückwärtsgewandten, reaktionären Ideologien instrumentalisieren wollen.

Sie, ich, wir alle hier sind gefordert, dem entgegenzutreten, die Kultur in der Demokratie und für die Demokratie zu verteidigen. Dafür werden Sie mich auch immer entschlossen an Ihrer Seite haben. Wir brauchen breite Bündnisse, um diesen Angriffen auf unsere Kultur etwas entgegenzusetzen.

Wir haben es derzeit aber gleich mit mehreren Krisen zu tun, die sich überlagern wie tektonische Platten – wie Sie alle wissen. Die Pandemiejahre haben die Kulturbranche schwer getroffen und tiefe Spuren hinterlassen – und die Pandemie ist nicht vorbei, wie wir in diesen Tagen leider wieder sehen müssen. Mit dem umfangreichen Hilfsprogramm NEUSTART KULTUR konnte auch dank der guten Zusammenarbeit mit Ihnen unsere so reichhaltige wie vielfältige Kulturlandschaft erhalten werden. Selbstverständlich evaluieren wir dieses NEUSTART KULTUR-Programm jetzt auch intensiv und beschäftigen uns mit den kritischen Anmerkungen des Bundesrechnungshofes dazu – aber, und das möchte ich hier ganz deutlich sagen, die Bedeutung und den Erfolg dieses Programms für den Erhalt unserer Kulturlandschaft sollten wir uns nicht zerreden lassen! Solche Programme gab es wirklich nur bei uns. Und wenn ich in Europa unterwegs bin, werde ich häufig darauf angesprochen. Ja, es ging manchen zu langsam, aber wir haben damit Existenzen sichern können.

Auf die Folgen des Krieges auch hier bei uns, wie etwa die Energiekrise, konnten wir mit meinem Haus mit einem milliarden schweren »Kulturfonds

Energie« reagieren, der auch mit der Verpflichtung und Unterstützung für Energieeinsparung verbunden war.

Trotz einer sehr angespannten Haushaltslage ist es uns gelungen, den Haushalt 2024 für die Bundeskultur stabil zu halten. Damit sichern wir die kulturelle Infrastruktur, auch in schwierigen Zeiten.

Schließlich haben wir es drittens mit einer enorm zum Handeln verpflichtenden Klimakrise zu tun, die deutlich schneller voranschreitet als erwartet. Mit verheerenden Waldbränden,

etwas tun – und tun es. Z. B. werden wir bei der Gestaltung unserer Förderpolitik jetzt Mindesthonorare festlegen. Schließlich wollen wir gemeinsam – und ich weiß, dass wir hier im Raum dieses Anliegen teilen und dafür an einem Strang ziehen – auch dazu kommen, dass die gleiche Bezahlung von Frauen und Männern eine Selbstverständlichkeit wird im Kulturbereich. Genauso wie es eine Selbstverständlichkeit sein sollte, dass es für alle und überall ein gutes, solidarisches und diskriminierungsfreies Arbeitsumfeld

umfasst, den Roman wie auch die Graphic Novel und Mangas einschließt. Also endlich ein Ende von der Frage: »Sind Sie für E- oder für U-Musik?« Ich bin für Kultur!

In diesem Sinne habe ich etwa die Förderung der Popmusik stark ausgebaut, und erstmals wird auch der Bereich Comic gezielt unterstützt – um nur einige Beispiele zu nennen. Ich würde damit »Unkraut« fördern, wurde mir vorgeworfen. Mein Anspruch ist es, eine Kulturpolitik zu gestalten, die alle Teile der Gesellschaft in ihrer



FOTO: ADOBESTOCK / AEROGONDO

Wie kann eine bessere Absicherung in der Kultur aussehen?

Überflutungen, Wärmerekorden in Meeren, abgeschmolzenen Gletschern und vielem mehr ist sie bereits sehr deutlich sichtbar und spürbar. Noch kann diese Klimakrise begrenzt werden – wenn die dafür notwendigen Maßnahmen zügig und konkret angegangen werden. Hier ist die Kulturbranche gefordert, den Weg hin zu einem klimaneutralen Umbau nicht nur mitzugehen, sondern aktiv mitzugestalten, ja möglichst sogar Vorreiter und Antreiber zu sein.

Mit der Gründung des Referates »Kultur und Nachhaltigkeit« in meinem Haus im April 2022 haben wir losgelegt. Seitdem wurde viel geplant, vernetzt und entwickelt. Wir haben »Green Culture«-Konferenzen organisiert und auch schon konkrete Maßnahmen umgesetzt. Am wichtigsten war sicher die Einführung von ökologischen Mindeststandards in der Filmförderung. Es ist aber gut, dass wir nun die nächste Stufe zünden können und die Anlaufstelle »Green Culture« jetzt ihre Arbeit aufnimmt. Diese so wichtige Transformation kann aber nur gelingen, wenn alle mitmachen.

Nachhaltigkeit hat aber nicht nur eine ökologische, sondern auch eine soziale Dimension. Ein weiteres wichtiges Anliegen ist deshalb für mich die soziale Absicherung von Kulturschaffenden. Die Pandemie hat uns noch einmal vor Augen geführt, in welcher prekären Lage Künstlerinnen und Künstler sich teilweise befinden. Sich auf ein Leben für die Kunst einzulassen, darf aber nicht bedeuten, dafür ein soziales Prekariat zu riskieren. Das ist immer noch zu oft der Fall.

Ich setze mich deshalb innerhalb der Bundesregierung entschieden für eine bessere Absicherung ein, z. B. wenn es um weitere Öffnung der Arbeitslosenversicherung für Soloselbstständige geht. In anderen Bereichen können wir mit meinem Haus selbst

gibt, für das selbstverständlich Arbeitsschutz- und Arbeitszeitregeln gelten. Wir müssen gemeinsam gegen Machtmissbrauch, gegen jede Form von Diskriminierung und sexueller Belästigung vorgehen. Leider ist das ein drängendes Thema, wie erschreckende Beispiele in der jüngsten Zeit gezeigt haben. Umso wichtiger ist es – und dafür möchte ich Ihnen ausdrücklich danken –, dass der Deutsche Kulturrat hier mit der Branche und uns dabei ist, einen Code of Conduct zu erarbeiten.

Wir brauchen einen erweiterten Kulturbegriff, der von Rap und Pop über Jazz bis hin zum klassischen Konzert geht

Eine demokratische Kulturpolitik, wie ich sie verstehe, will aber nicht nur Kulturangebote stärken, will nicht nur in die Fläche unseres Landes wirken, sondern auch in die Breite der Gesellschaft. Sie sollte der Realität der Vielfalt unserer Gesellschaft gerecht werden, diese ansprechen, einladen.

Mein Verständnis von Kulturpolitik orientiert sich gerade nicht an der immer noch viel zu oft gepflegten Idee einer Kultur als Eliteprojekt eines Elfenbeinturms der schönen Künste. Ganz im Gegenteil! Wir brauchen einen erweiterten Kulturbegriff, der von Rap und Pop über Jazz bis hin zum klassischen Konzert in der Waldbühne eines Maestro Barenboim mit dem Starpianisten Igor Levit und den Wagner-Festspielen in Bayreuth geht. Ein Kulturbegriff, der die Oper wie den Plattenladen

Vielfalt im Blick hat – und die integrative, sinn- und orientierungsstiftende Kraft von Kunst und Kultur fördert. Kunst und Kultur können Begegnungen, Austausch und Verständigung ermöglichen, sie können dazu beitragen, das Zusammenleben unserer Gesellschaft in Verschiedenheit zu gestalten. Denn die offene Gesellschaft lebt von Kreativität, vom Widerstreit der Ideen. Deshalb brauchen wir die Vielfalt der ganzen Gesellschaft, brauchen wir Diversität, Respekt und Wertschätzung füreinander.

Einen wichtigen Beitrag dazu leistet die Initiative kulturelle Integration des Deutschen Kulturrates, gegen Rassismus und Antisemitismus. Sie hat gezeigt, wie »Zusammenhalt in Vielfalt« gelingen kann, hat gemeinsame Projekte angeschoben und so in die Gesellschaft gewirkt.

Ein in dieser Form ganz neues kulturpolitisches Instrument der Bundesregierung für die ganze Breite der Gesellschaft ist auch der KulturPass für 18-Jährige. Er richtet sich zunächst nur an diese Altersgruppe, aber eben an alle 18-Jährigen, die in diesem Land leben, ungeachtet ihrer Herkunft oder des gesellschaftlichen Milieus, in dem sie aufgewachsen sind. Der KulturPass gibt den jungen Menschen nicht vor, welche Kulturangebote sie damit nutzen sollen. Er hat aber durchaus eine klare Lenkungswirkung: Nach all den Pandemie jahren, in denen diese jungen Menschen nahezu ausschließlich Kulturangebote auf dem heimischen Sofa genutzt haben, setzt der KulturPass darauf, dass sie jetzt das Haus verlassen, um Kultur zu erleben. Selbst wenn sie damit Bücher erstehen, was sie bereits sehr umfangreich tun, müssen sie diese im Buchladen um die Ecke abholen, können dort viel anderes entdecken, kommen dort vielleicht sogar ins Stöbern, werden neugierig. Statt den

gestreamten Film zu Hause anzuschauen, bringt der KulturPass bereits sehr viele junge Menschen vor die große Leinwand ins Kino, genauso wie zu den unterschiedlichsten Formen von Live-musik oder auch in das Museum vor Ort.

Nicht nur für die jungen Menschen hat der KulturPass eine aktivierende Wirkung, bringt sie dazu, Kultur außerhalb der eigenen vier Wände zu erleben, die damit verbundenen Eindrücke, Wahrnehmungen und Gefühle auch mit anderen zu teilen. Auch für die Seite der Kulturanbieter und -institutionen lässt sich beobachten, dass sich nun viele verstärkt darum bemühen, 18-Jährige gezielt anzusprechen, diese zu gewinnen – und damit idealerweise auch für die Zukunft langfristig zu binden. Damit haben wir ein ganz neues Beispiel dafür gesetzt, was eine neue Form von Kulturförderung sein kann.

Nicht zuletzt brauchen wir für diesen kulturpolitischen Ansatz, der die ganze Breite der Gesellschaft in den Blick nimmt, auch eine Erweiterung der Erinnerungspolitik. Selbstverständlich im Zentrum die NS-Verbrechen, denn es kann und darf keinen Schlusstrich geben. Darüber hinaus glaube ich, haben wir gut daran zu tun, dass wir die blinden Flecken unserer Geschichte aufarbeiten – beim SED-Unrecht haben wir Nachholbedarf, aber vor allem bei unserer kolonialen Vergangenheit. Ein wichtiger Teil der Geschichte unseres Landes sind heute aber auch Migrationsgeschichten. Diese Perspektiven unserer Einwanderungsgesellschaft sollten Teil unserer Erinnerungspolitik und kollektiven Erinnerung werden. Wir erarbeiten derzeit intensiv mit zahlreichen Expertinnen und Experten ein Rahmenkonzept Erinnerungskultur und ja, auch die rassistische Gewalt in unserem Land wird hierbei ein Thema sein.

Wie Ihnen vermutlich nicht entgangen ist, ist mein Verständnis von Kulturpolitik nicht ein möglichst geräuschloses Verwalten, sondern ein aktives Gestalten. So sind wir gerade auch dabei, die Filmförderung nicht nur ein bisschen, sondern grundlegend zu reformieren. Das alles kann auch Reibungen erzeugen, das kann Debatten und Kritik hervorrufen – solche Debatten in der Sache, um den richtigen Weg, um die geeigneten Instrumente der Kulturpolitik führe ich sehr gerne. Und dafür sind Sie hier, ist der Deutsche Kulturrat ein wichtiger Sparringspartner.

Aber um all den skizzierten Herausforderungen begegnen zu können, braucht Kulturpolitik, brauchen wir in besonderer Weise auch die Zusammenarbeit und den Zusammenhalt von Bund, Ländern, Kommunen und Kulturverbänden. Ihnen allen gilt mein ausdrücklicher Dank für Ihre Arbeit – gerade jetzt – weil sie Ihnen gerade jetzt viel abverlangt. Gerade in diesen Zeiten wäre es deshalb ein wichtiger Schritt und ein klares Signal, ein Staatsziel Kultur im Grundgesetz zu verankern. Das hängt nicht nur von uns ab, und dafür gilt es offenkundig noch einiges an Überzeugungsarbeit zu leisten, vor allem bei CDU und CSU – aber wir arbeiten intensiv daran. Damit würde in der Verfassung festgeschrieben, dass Kultur ein Grundnahrungsmittel für unsere Demokratie ist, welches der Staat zu pflegen, zu schützen und zu stärken hat – in ihrer Vielfalt und ohne Eingriff in ihre Freiheit.

Lassen Sie uns in diesem Sinne und in diese Richtung weiter gut zusammenarbeiten. Um die Kultur der Demokratie in unserem Land zu schützen und zu stärken.

Dieser Beitrag basiert auf der Rede von Staatsministerin für Kultur und Medien, Claudia Roth MdB, anlässlich ihres Besuchs der Mitgliederversammlung des Deutschen Kulturrates am 21.09.2023 in Berlin.

Claudia Roth MdB ist Staatsministerin für Kultur und Medien

Kultur ist kein Hobby

Staatszieldebatte über Kultur als Anfang?

Deutschland streitet. Über Zuwanderung. Über den Klimawandel oder das neue Heizungsgesetz. Über die Wohnungsnot und Putins Angriffskrieg auf die Ukraine. Auch der Kulturausschuss im Deutschen Bundestag hat jetzt ein Streitthema wiederentdeckt, das eigentlich keines mehr war: die Aufnahme der Kultur als Staatsziel in die Verfassung.

Denn die Vertreter der Union in diesem Ausschuss legen sich plötzlich quer und wollen keine Notwendigkeit mehr für das Staatsziel Kultur erkennen, was eine Abkehr von der Linie bedeutet, die selbst die ehemalige CDU-Kulturministerin Monika Grütters vertrat. Neue Argumente für diesen Schwenk waren in der Ausschusssitzung indes nicht zu hören. Es waren wieder die alten, vor allem verfassungsrechtlichen Bedenken, die längst ausgeräumt schienen und es jetzt doch nicht sind.

Überzeugt hat das die Mehrheit der Ausschussmitglieder keineswegs und so stand – wie der berühmte weiße Elefant – die Frage im Raum, was die wirklichen Motive für diesen Sinneswandel wohl sind. Man könnte sie im üblichen Rollentausch von Regierung und Opposition sehen, der häufig zu einer anderen Bewertung der Dinge führt. Trotzdem ist nicht verständlich, warum ausgerechnet nach den Erfahrungen in den Coronajahren die Union ihre frühere Zustimmung revidiert. Denn natürlich wurde mit einem Mal deutlich, wie schutzlos die Kultur doch plötzlich in all ihren Existenzformen nach wie vor ist. Mit einem Mal war sie doch wieder nur Ornament und keine Grundvoraussetzung für eine freiheitliche Daseinsvorsorge, was mich an

den legendären Satz eines schwäbischen Kommunalpolitikers erinnerte: »Kultur ischt eben mein Hobby.« Aber Kultur ist eben alles andere als Hobby, und dass jeglicher politischer Flankenschutz hilfreich sein kann, das wurde im Ausschuss wiederholt deutlich. Die Union, das muss man leider so sagen, bleibt auf diesem Gebiet eine rührend unmusikalische Partei.



Aber auch wenn sie sich wieder hinter staatsrechtlichen Bedenken verschanzt, so muss man der Union doch ein feines Gespür dafür attestieren, was sich in der Staatszieldebatte inzwischen verändert hat. Das lässt sich an den Formulierungen ablesen. Nicht die Kultur sollte plötzlich das Staatsziel sein, sondern die Kultur in ihrer Vielfalt, was entweder ein schlichter Pleonasmus ist oder doch eine Umakzentuierung bedeutet. Es geht plötzlich gar nicht mehr um ein möglichst weit gefasstes, grundsätzliches Staatsziel Kultur, dem alle politischen Parteien zu früheren Enquetezeiten zustimmen konnten. Es geht jetzt wohl um eine eindeutig politische Fokussierung, die dem Gesellschaftsmodell der rot-grünen Koalitionsparteien entspricht. Nicht der Schutz der Kultur in ihrer bewussten Unbestimmtheit soll künftig das neue Staatsziel sein, sondern die Förderung einer

diversen Gesellschaft. Und dass beides offenbar nahezu synonym verstanden wird, nimmt der Debatte ihre ideologische Unschuld. Es gibt danach eben keine verbindenden Traditionen mehr und auch kein gemeinsames kulturelles Erbe. Und wie es der tückische Zufall so will, entzündete sich an Goethe und Schiller die Kontroverse. Denn ein argloser Mensch aus der Bundestagsverwaltung hatte das Weimarer Denkmal der beiden dem Ausschuss als Leitbild vorangestellt, was natürlich sofort als böses Indiz verstanden wurde für den Rückfall in alte, weiße kulturpolitische Zeiten. Was sollen Klassiker denn noch bedeuten, wenn man sie längst aus dem verbindlichen Schulstoff verbannt hat?

Aber hinter solchen Kanondebatten steht eine weitaus wichtigere Frage: Welches geistige, welches symbolische Erbe hält unsere Gesellschaft in Zukunft zusammen? Nur darüber ließe sich doch ein Staatsziel begründen. Im anderen Fall aber verlöre die Kultur ihre integrierende Kraft und würde zu einem trennenden Kampfbegriff im aktuellen identitären Konflikt. Vielleicht ist genau das die Absicht, aber dann sollte man es auch offen sagen und nicht so tun, als sei man vom Meinungswandel der Union überrascht.

Sicherlich war Kultur nie unschuldig und hatte immer eine machtpolitische Dimension. Sie war nie das schöne Refugium, das der bürgerlichen Seele gefiel. Aber in allen Kontroversen hat sie ihre Rolle doch selten in Gänze verloren, der vernünftigste Ort zu sein, wo eine freie Gesellschaft sich selbst erfindet. Dazu bedarf es der Symbole und

Machen wir doch aus der Staatszielfrage das, was sie in ihrem Kern längst ist: die Grundsatzdebatte über unsere Kultur-nation, wie sie beschaffen ist und wie sie womöglich noch werden soll

der Rituale und eines gemeinsamen kulturellen Gedächtnisses, auf das sich alle Bürger eines Landes verständigen können, egal welcher Herkunft sie sind; ein Gedächtnis, das über die Zeiten und allen Wandel hinweg die Generationen miteinander verbindet. Eine gemeinsame Kultur hilft, das Partikulare in einer Gesellschaft zu überwinden; sie ficht nicht nur ihre Konflikte aus. Und im Idealfall, um beim verzopften Beispiel von Goethe und Schiller zu bleiben, wird die eigene Kultur zugleich universal.

Das Unbestimmte und Partikulare hingegen als Staatsziel festschreiben zu wollen, kann nicht Ziel dieser Initiative sein. Was jetzt als Debatte über die Rolle der Kultur geführt wird, ist in Wahrheit eine Debatte über unsere sich atomisierende Gesellschaft und über die Frage, wie man sie wieder zusammenführt. Wir müssen das tatsächlich jetzt dringend verhandeln und darüber streiten, was in unserem Land künftig sichtbar sein soll und was nicht. Und wir müssen uns wohl oder übel wieder auf einen gemeinsamen Lebenskanon einigen, der uns kennzeichnet und uns auch für jedermann kenntlich macht.

Machen wir doch aus der Staatszielfrage das, was sie in ihrem Kern längst ist: die Grundsatzdebatte über unsere Kultur-nation, wie sie beschaffen ist und wie sie womöglich noch werden soll. Es reicht nicht, den alten, den altmodischen offenen Kulturbegriff identitätspolitisch aufbohren zu wollen. Auch eine diverse Gesellschaft sollte sich einigen können; auch sie braucht einen gemeinsamen politischen Raum und ein gemeinsames kulturelles Gedächtnis. Die Staatszieldebatte über Kultur könnte dafür ein Anfang sein. Man täte ihr einen Turt an, sie voreilig zu verengen.

Johann Michael Möller
ist freier Publizist

Die ganze Welt in einem Magazin – jetzt abonnieren!

Im Jahresabonnement 4 Ausgaben zum Vorzugspreis von 27 Euro (inkl. Versand im Inland; Versand ins Ausland für 30 Euro) erhalten! Bestellungen unter www.kulturaustausch.de oder direkt über den ConBrio Verlag: Per E-Mail an info@conbrio.de oder telefonisch unter (0941) 945 930

KULTUR AUSTAUSCH
Magazin für internationale Perspektiven

@kulturaustausch.magazin
 @Kulturaustausch
 @kulturaustausch.magazine



Kultur, Jugend, Bildung – gemeinsam denken

Muchtar Al Ghusain im Gespräch

In Essen gilt es, Kultur immer gemeinsam mit Jugend und Bildung zu denken, so sieht es Muchtar Al Ghusain. Im Gespräch mit Theresa Brüheim schildert er Hintergründe dazu, spricht über die Bedeutung von Stadteilkultur, geht auf die Debatte zum Bundesinstitut für Fotografie ein und Weiteres mehr.

Theresa Brüheim: Herr Al Ghusain, welche kulturpolitischen Themen stehen bei Ihnen in Essen aktuell oben auf der Agenda?

Muchtar Al Ghusain: Ich möchte vorausschicken, dass ich mich bewusst als Dezernent für Jugend, Bildung und Kultur verstehe. Das ist in dieser Konstellation in den Großstädten über 500.000 Einwohnern nicht nur einmalig, sondern auch eine programmatische Aufgabe, gerade in einer Ruhrgebietsstadt. Wir betrachten Kultur immer auch im Zusammenhang mit den jungen Menschen in dieser Stadt, im Kontext von Schule und Jugendhilfe.

Wir müssen den Ganzttag an den Schulen viel stärker mit der kulturellen Bildung verbinden.

Kulturpolitik lässt sich von baulichen Fragen nicht trennen. Wir haben erst kürzlich eine neue Stadteilbibliothek als sogenannten Dritten Ort eröffnet. Wohnzimmerqualität, Aktionsflächen, insgesamt eine starke Einladungsgeste kennzeichnen diese neuen Bibliothekskonzepte. Dies ist ein guter Auftakt für unsere künftige Zentralbibliothek im Herzen der Stadt, die wir auch in dieser Form umsetzen wollen, und für weitere Stadteilbibliotheken, die in den nächsten Jahren folgen werden.

Auch die Eröffnung einer neuen Studiobühne ADA, nach Ada Lovelace, in unserem Schauspielhaus im Grillo-Theater ist mehr als eine Sanierungsmaßnahme. Unser Theater wird sich in den kommenden Jahren sehr deutlich öffnen und die Stadtgesellschaft stärker einbinden. Da ist die ADA ein guter neuer Begegnungsort. Schulen und andere bislang wenig repräsentierte Gruppen unserer Gesellschaft werden auch hier künftig gehört und bekommen eine eigene Stimme.

Was unterscheidet die Essener Kulturszene von anderen in Deutschland? Ruhrgebietsstadt zu sein bedeutet, die große Bandbreite zwischen kultureller

und künstlerischer Exzellenz auf der einen Seite und die sozialen Herausforderungen mit hoher Arbeitslosigkeit, Armut und unvermindert großer Zuwanderung auf der anderen Seite auszuhalten und zugleich Instrumente zu entwickeln, diese Spaltung zu überwinden. Als Kulturdezernent bin ich regelmäßig in den großen Kulturinstitutionen unterwegs wie Museum Folkwang, Aalto-Musiktheater, Philharmonie, Grillo-Theater, Zeche Zollverein. Und als Jugend- und Bildungsdezernent komme ich eben auch in alle Stadtteile und Quartiere und sehe, welche Herausforderungen es gibt: Durchschnittlich 30 Prozent der Kinder und Jugendlichen beziehen Sozialleistungen. Durchschnitt heißt aber auch, dass es Stadtteile gibt, in denen die Werte auf 80 Prozent oder darüber ansteigen. In einer Stadt wie in Essen muss man realisieren, dass die Herausforderungen für die Gesellschaft extrem groß sind. Das haben die Menschen sehr gut verstanden, und so gibt es hier auch ein herausragendes soziales Engagement. Und dennoch muss man noch mehr tun, weil die Herausforderungen schneller wachsen, als wir Verbesserungen erzielen. Hier ist auch die Kulturpolitik gefordert, denn mit Kunst und Kultur können Menschen, besonders Kinder und Jugendliche, auf einer unmittelbaren, persönlichen und positiv-emotionalen Weise angesprochen und beteiligt werden.

Welche Rolle spielt bei den von Ihnen genannten Gegebenheiten in Essen die Stadteilkultur? Und wie ist diese in Essen aufgestellt?

Stadteilkultur ist eine sehr wichtige Aufgabe, die auch Jahrzehnte nach ihrer »Entdeckung« noch unterentwickelt ist und die ich explizit in meiner Arbeit noch mehr herausstellen möchte. Wir sind gerade in einem sehr spannenden Prozess: Wir wollen uns als Folkwang-Stadt neu positionieren. Der Name Folkwang ist bekanntermaßen mit der Stadt Essen verbunden. Der Gründer der Folkwang-Idee, Karl Ernst Osthaus, hat vor über 100 Jahren diese Vokabel aus der nordischen Mythologie hervorgeholt und damit eine sehr frühe Formulierung für ein »Kultur für alle«-Konzept gefunden. Diese Formulierung zielte darauf, den Menschen durch Bildungsangebote Kunst und Kultur zu vermitteln. Nach meiner Vorstellung müssen wir das insbesondere noch stärker in den Stadtteilen tun, denn die Menschen unserer Gesellschaft, die zu den marginalisierten gehören, finden nur schwer oder gar nicht den Weg in die Kulturinstitutionen unserer Innenstädte. So wichtig unsere oftmals ikonenhaften Gebäude auch sind. Gerade Stadteilkultur kann ein wesentlicher Schlüssel sein, den Menschen diesen Zusammenhalt, den wir immer betonen, zu vermitteln. Viele Menschen haben weder diesen Aktionsradius noch die Mobilität, weil sie den Bildungshintergrund oder die finanziellen Möglichkeiten nicht haben. Sie bewegen sich mehr oder weniger ausschließlich in ihrem Quartier. Wenn es uns nicht gelingt, dort mit unseren Möglichkeiten präsent zu sein, dann erreichen wir sie gar nicht. Als Jugend- und Bildungsdezernent möchte ich auch die Schul- und Kita-Infrastruktur kulturell nutzen. Unsere Schulneubauten, die wir planen, sollen auch Begegnungsorte für den Stadteil sein, sie können eine Stadteilbibliothek, ein Jugendbegegnungszentrum oder auch einen Treff für Bürgerinnen

und Bürger erhalten. Ich nenne aber in diesem Zusammenhang auch gern die Zeche Carl – ein frühes soziokulturelles Zentrum in Deutschland mit mittlerweile 45 Jahren Geschichte, das in Altenessen entstanden ist. Zuvor war die Zeche Carl ein frühes Beispiel der Industrialisierung im Ruhrgebiet. Hier soll neben dem Kulturzentrum eine neue Stadteilbibliothek etabliert werden. Die zuletzt neu gegründete Junior-Universität wird hier dauerhaft unterkommen, daneben wird auch das Jugendamt künftig vertreten sein und auch das Maschinenhaus, das heute schon als Ort der Freien Szene Heimat für das Theater der kommenden Generation, das »physical theatre«, das Frauen-Jazzfestival »Peng« und viele andere ist, wird dort gestärkt. Dort entwickeln wir gerade unter Beteiligung der Akteure auf dem Campus eine Neukonzeption zur Aufwertung dieses Stadtteils mit den Möglichkeiten der Kultur und Bildung.

Essen steht unter anderem mit dem UNESCO-Welterbe Zeche Zollverein vor allen Dingen auch für Industriekultur. Wie fördern Sie konkret Industriekultur in Essen? Welche Schwerpunkte setzen Sie dabei? Mit Industriekultur verbinden wir vor allem das Erinnern an die Geschichte der Industrialisierung. Die Musealisierung durch den Welterbestatus hat in den Anfangsjahren auch viel Unverständnis ausgelöst. Heute schätzen wir die Gebäude, auch wenn sie unter Klimagesichtspunkten problematisch sind, wir deuten sie um und nutzen sie für Kultur- und Bildungsaufgaben. Von der Kita bis zum Museum gibt es viele Nachnutzungen. Wir haben ein sehr frühes Zeugnis der Industriegeschichte im Süden der Stadt am Deilbachhammer. Das ist die Wiege des Bergbaus und stammt aus dem 16. Jahrhundert. Im Rahmen der Planungen für die Zeche Carl wird dort künftig auch der Malakow-Turm, der den Förderturm, den Schacht und entsprechende Anlagen enthält, saniert und nutzbar gemacht. Das Ruhr-Museum ist neben dem Red Dot Design Museum vielleicht das wichtigste Kompetenzzentrum auf Zollverein, um die Industriekultur zu fördern. Die Route der Industriekultur spannt heute ein Netz über das Ruhrgebiet und macht die Region zu einem immer noch spannenden und immer wieder auch überraschenden Raum, der viele neue Ideen verträgt und oft auch initiiert.

Essen ist für seine starke Fotoszene bundesweit bekannt. Dennoch kommt das Bundesinstitut für Fotografie nicht nach Essen. Welche Wunden hat der Streit hinterlassen? Diese Debatte war nicht hilfreich. Sie ist aber nicht durch die Stadt Essen angestoßen worden, sondern durch eine aus unserer Sicht wenig glückliche Entscheidung im Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages, an der die Kulturpolitik gar nicht beteiligt war. Trotzdem: Essen ist und bleibt eine zentral wichtige Fotostadt. Wir haben große Bestände und große Kompetenzen im Museum Folkwang, in der Folkwang Universität, im Krupp Archiv, im Ruhr Museum. Dieser Verbund bleibt bestehen. Insofern kann man zwar bedauern, wie diese Diskussion gelaufen ist, aber es hat allen deutlich gemacht: Ja, Essen ist eine der wichtigen Fotostädte in dieser Republik. An diesem Profil werden wir auch künftig weiterarbeiten. Und ich behaupte: Am Ende werden Essen und Düsseldorf kollegial zusammenarbeiten.



Blick vom Erich Brost-Pavillon auf das Gelände Welterbe Zeche Zollverein mit dem SANAA-Gebäude im Hintergrund

FOTO: ELKE BROCHHAGEN, STADT ESSEN

Sie sind seit mehr als fünf Jahren im Amt. Was konnten Sie in dieser Zeit für die Kultur in Essen erfolgreich umsetzen?

Wir konnten nicht nur für die Kultur, sondern auch für die Bereiche Jugend und Bildung etwas umsetzen. Man muss diese Themen verbunden sehen. Im Kulturbereich haben wir wichtige Signale gesetzt. Das Bibliothekskonzept ist zentral wichtig, da es geeignet ist, die Kultur in die Stadtteile zu tragen. Mit der ersten neuen Stadteil- und der künftigen Zentralbibliothek setzen wir starke Zeichen, und wir sind in Planungsprozessen für weitere Bibliotheken in den Stadtteilen.

Essen ist übrigens auch Tanzstadt. Der Deutsche Tanzpreis wird in diesem Jahr zum 40. Mal in Essen vergeben. Wichtige Größen des Tanzes sind hier ausgebildet worden und haben in Essen gearbeitet. Pina Bausch steht natürlich an der Spitze, aber auch Kurt Jooss hat schon vor knapp 100 Jahren die Weichen für den modernen zeitgenössischen Tanz gestellt. Tanz ist und bleibt mit Essen stark verbunden. Wir vernetzen uns neu mit den Akteuren der Tanzszene – in den Jahren 2027/28 wird der moderne Tanz in Essen 100 Jahre feiern können. Dafür gehen wir schon jetzt in die Vorbereitungen.

Unsere Stadt war auch bereits in den 1920er Jahren ganz wichtig in der Kinogeschichte. Noch heute haben wir mit der Lichtburg das größte Kino Deutschlands mit 1.300 Plätzen. Wir haben auch noch Programmkinos, die den Charme früherer Zeiten in sich tragen. Kinopremieren deutscher Filme werden auch heute noch gerne in Essen gezeigt.

Außerdem konnten wir das Thema kulturelle Bildung in den politischen Gremien stark platzieren und werden es noch stärker zusammendenken. Wir entwickeln das Thema in Essen im Zusammenschluss aller Akteure aus den Bereichen Jugend, Bildung und Kultur. Das ist eigentlich selbstverständlich, aber jeden Tag wieder eine neue Herausforderung. Hier brauchen wir noch stärkere Unterstützung durch das Land, denn schulische Bildung ist immer noch hoheitliche Aufgabe der Länder. Wir müssen endlich die Phase der Kurzzeitprojekte überwinden und zu dauerhaften Strukturen kommen. Sonst bleibt kulturelle Bildung nur ein Versprechen und mündet in prekärer Bezahlung, Exklusion und Erschöpfung.

Wir haben die sogenannte »Folkwang-Dekade« ausgerufen. Wir sind mit vielen Ideen und Initiativen auf dem Weg, dieses Profil der Folkwang-Stadt weiter zu schärfen und über diese Formel Teilhabe und Zusammenhalt zur zentralen kulturpolitischen Agenda zu machen.

Wichtig ist mir auch, den Dialog mit der Kulturszene neu zu beleben – wir haben unseren Kulturbeirat neu aufgestellt, und wir wollen verstärkt auch denen eine Stimme geben, die bislang nicht repräsentiert waren. Die öffentliche Kulturförderung darf nicht nur den Profis des Antragswesens zur

Verfügung stehen, wir müssen auch andere Gruppen ermächtigen und sie an unseren Förderstrukturen teilhaben lassen. Das ist nicht einfach, aber überfällig. Wir sind eine diverse Gesellschaft und werden es in den nächsten Jahren immer mehr. Hier konnten wir Weichen stellen und öffnen die Kulturförderung, indem wir sie unbürokratischer machen wollen, auch für diese Zielgruppen. Ich freue mich ebenso sehr, dass es in den letzten Jahren gelungen ist, mehr Frauen in Führungspositionen zu bekommen, insbesondere bei den Stellennachbesetzungen, die wir hatten. Dazu zählen: Anja Flicker, Direktorin der Stadtbibliothek; Claudia Kauertz, die Leiterin des Stadtarchivs und des Hauses der Essener Geschichte; Anja Herzberg, Leiterin des Kulturamtes; Diana Matut, die in Kürze die Institutsleitung der Alten Synagoge antreten wird. Und wir haben einen Erneuerungsprozess bei unserem Theater und der Philharmonie Essen in Gang gesetzt: zunächst durch die Neubesetzungen in den Sparten mit 50 Prozent weiblicher Besetzung mit Merle Fahrholz für Oper und Philharmoniker, Selen Kara und Christina Zintl für das Schauspiel sowie Babette Nierenz für die Philharmonie. Aber auch konzeptionell wird sich das Stadttheater verändern: Die Öffnung für die Stadtgesellschaft soll sichtbar und die Einladungsgeste deutlicher ausgesprochen werden.

Zum Abschluss: Was ist Ihr liebster Kulturort in Essen? Welchen Kulturtyp haben Sie für unsere Leserinnen und Leser?

Die großen und bekannten Kulturorte muss ich nicht betonen. Das sind auch meine Lieblingsorte. Aber ich möchte einen Fokus auf das Katakomben-Theater lenken. Das ist ein Kulturzentrum von und für migrantische und andere Zielgruppen, und auch das Forum Billebrinkhöhe möchte ich erwähnen. Ein Ort, an dem Menschen mit und ohne Behinderungen Kultur gestalten und erleben können. Diese Orte berühren das Herz, stärken unsere Empathie und schenken uns neue Kunsterlebnisse.

Vielen Dank.

Muchtar Al Ghusain ist Beigeordneter der Stadt Essen für Jugend, Bildung und Kultur. Theresa Brüheim ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur

MEHR IM NETZ

Muchtar Al Ghusain und Theresa Brüheim haben weiter über die Nachwirkung des Kulturhauptstadttitels »RUHR.2010«, den Einfluss von privatwirtschaftlichen Unternehmen auf die Essener Kulturszene und über Herausforderungen für die Ruhrgebietsstadt gesprochen. Unter politikkultur.de lesen Sie das gesamte, ungekürzte Gespräch: politikkultur.de/inland/essen/

KULTUR IN ESSEN

Einwohnerzahl: 584.580 (Stand 31.12.2022)
Beigeordneter für Jugend, Bildung & Kultur: Muchtar Al Ghusain
Kulturetat 2023: 116,4 Mio. Euro
Beschäftigte 2023: rund 1.200

DEUTSCHLANDS ZEHN GRÖSSTE STÄDTE

Seit der Ausgabe 2/23 geht Politik & Kultur auf Kulturreise durch Deutschlands zehn größte Städte – und fragt bei den Kulturdezernentinnen und Kulturdezernenten nach, welche Themen sie auf ihre Agenda setzen und wo ihre Stadt nach der Pandemie steht: bit.ly/40kkaYC

Der »Garten der Frauen«

Innovationskraft auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg

TOBIAS PEHLE

Es gibt sie: Orte der Innovation im Friedhofswesen. Was – unreflektiert – absurd klingen mag, gehört zur unverwechselbaren DNA des Ohlsdorfer Friedhofs in Hamburg: Seit seiner Gründung vor 150 Jahren wird hier Trauer und Erinnern immer wieder neu gedacht, um Veränderungen in der Gesellschaft Rechnung zu tragen und Menschen zeitgerechte Möglichkeiten des Abschiednehmens oder Gedenkens zu ermöglichen. Dabei setzt man in Ohlsdorf Maßstäbe – national wie international, und das seit der Gründung: Als im späten 19. Jahrhundert die Bevölkerungszahlen der prosperierenden Hansestadt explodierten, musste ein neuer Friedhof her, der bis heute der größte Parkfriedhof der Welt ist – und sicherlich auch einer der schönsten.

Neu war damals nicht nur die schiere Größe: Vor allem das Konzept, die Gräber in eine Parklandschaft einzubetten und so im urbanen Umfeld eine grüne, naturnahe Erinnerungslandschaft zu gestalten, war bahnbrechend. Bis heute ist genau dies ein Alleinstellungsmerkmal der Friedhofskultur in Deutschland.

»Freundlich und lieblich soll alles dem Besucher entgegentreten«, schrieb der Erschaffer des Friedhofes Wilhelm Cordes zur Einweihung 1897. Bereits einige Jahre später war ein so beeindruckendes Gesamtkunstwerk aus Natur, Kunst und Technik entstanden, dass der Parkfriedhof auf der Pariser Weltausstellung 1900 einen »Grand Prix« für Gartenkunst erhielt.

FRIEDHOF OHLSDORF

Der Friedhof Ohlsdorf ist der größte Parkfriedhof der Welt. Mit 389 Hektar ist er zugleich Hamburgs größte Grünanlage. Er ist an 365 Tagen im Jahr – auch an den Feiertagen – geöffnet. Weitere Informationen hier: friedhof-hamburg.de/die-friedhoefer/ohlsdorf/

Das riesige Gelände in Stadtteilgröße – rund vier Kilometer lang und ein-einhalb Kilometer breit – bietet dabei kein durchgängig einheitliches Bild – im Gegenteil: Zum Konzept gehörten von Beginn an verschiedene Areale, angepasst an landschaftliche Gegebenheiten, unterschiedlich bepflanzt und mit verschiedenen Bestattungsformen verbunden. So gab es schon

– Bestattungsareale also, die unter einem bestimmten Thema stehen.

Mit diesem Konzept der Themen-grabstätten, das man heute auf allen großen deutschen Friedhofsflächen findet, begann man sich zugleich vom klassischen Doppelgrab zu lösen. Seitdem tragen Gemeinschaftsgrabanlagen den sich verändernden Lebenskonzepten jenseits von Ehe und Familie Rechnung.



Der »Garten der Frauen«: feministischer Ruheort, Gartenparadies und betretbares Geschichtsbuch in Hamburg

früh ein Rosarium und eine Teichanlage oder auch den heute sogenannten »Millionenhügel«, ein beeindruckendes Begräbnisareal für Privilegierte mit repräsentativen Mausoleen, Statuen und Gedenkstätten.

Diesen Ansatz unterschiedlicher Begräbnisareale hat man stets weiterentwickelt und den Bedürfnissen der Zeit angepasst. So begann man in den 1990er Jahren, Räume für Bestattungsangebote mit ganz unterschiedlichen Ausrichtungen im Einklang mit der Natur und der Bepflanzung zu schaffen. Es entstanden die ersten baumbezogenen Gräber wie die Apfelbaumhaine

Auf dem großen Friedhof entstanden so viele kleine »Mikro-Friedhöfe« – und der bedeutendste unter ihnen ist ohne Zweifel der »Garten der Frauen«.

Dieser »himmlische Seelengarten«, wie ihn seine Gründerin Rita Bake beschreibt, ist ein betretbares Geschichtsbuch über Hamburger Frauengeschichte, ein Gartenparadies der Erinnerung und ein letztes Ruheareal speziell für Frauen. Die Idee dahinter ist so einfach wie überzeugend: die Leistungen und Verdienste von Frauen auch über den Tod hinaus sichtbar zu machen und die Erinnerung vor allem an bedeutende Frauen der

Stadtgeschichte Hamburgs wachzuhalten. Die Historikerin wollte zunächst nur historisch wichtige Grabsteine von Frauen erhalten – daraus erwuchs im Jahr 2000 der Verein »Garten der Frauen«, der heute von 500 weiblichen Mitgliedern getragen wird und ein weltweit einmaliges feministisches Projekt betreibt. Auf dem 1.600 Quadratmeter großen Gelände nordöstlich des Ohlsdorfer Wasserturms ist eine vielseitige Ruheoase entstanden. Hier werden nicht nur Grabsteine von bedeutenden Frauen zusammengetragen: Ein »Gedenkglaswürfel« erinnert an die verstorbenen Säuglinge und Kleinkinder

Politikerinnen oder Akademikerinnen, sondern beispielsweise auch Frauen-erwerbsarbeiterinnen – »nicht anerkannt, gering bezahlt, aber notwendig«, wie es Bake beschreibt. Hinzu kommen Erinnerungsstätten für weitere Frauen der Stadthistorie wie NS-Widerstandskämpferinnen oder Leitfiguren der Frauenbewegung.

So kommt es, dass man hier genauso an die Märchenerzählerin Charlotte Rougemont erinnert wie an die Prostituierte und Streetworkerin Domenica Anita Niehoff; an Maria Gleiss, eine der ersten deutschen Ärztinnen überhaupt, genauso wie an Agathe Lasch, die als erste Frau an der Universität Hamburg einen Lehrstuhl erhielt und als Jüdin von den Nationalsozialisten deportiert und in den Tod getrieben wurde.

Im Garten der Frauen ist der Blick aber nicht nur rückwärts gerichtet. Die Frauen im Verein können sich zu Lebzeiten einen Platz in den Gemeinschaftsgrabanlagen der wunderbar bepflanzten und gepflegten Anlage sichern. Sie treten damit zugleich als Mäzeninnen auf, die die vielfältigen Aktivitäten fördern, zu denen beispielsweise auch Kulturveranstaltungen auf dem Friedhof zählen.

Der Garten der Frauen ist dabei längst nicht das letzte Projekt mit großer Innovationskraft auf dem Friedhof Ohlsdorf. Bereits seit 2014 treibt man unter dem Titel »Ohlsdorf 2050« die Weiterentwicklung mit intensiver Bürgerbeteiligung voran. Dabei geht es z. B. um Nachhaltigkeit und Naturschutz, aber auch um Naherholung und soziales Miteinander. Der Friedhof Ohlsdorf bleibt also auch künftig nicht nur ein besonders schöner und facettenreicher, sondern auch ein überaus spannender Kulturraum.

Tobias Pehle ist Geschäftsführer des Kuratoriums Immaterielles Erbe Friedhofskultur, dem Partner der Deutschen UNESCO-Kommission für diese Kulturform

FRIEDHOFS-KULTUR

Friedhöfe sind Kulturrorte! Seit der Ausgabe 9/23 stellt Tobias Pehle in Politik & Kultur ausgewählte Friedhöfe vor.

Baustelle Geschlechtergerechtigkeit

Datenreport zur wirtschaftlichen und sozialen Lage im Arbeitsmarkt Kultur

Gabriele Schulz, Olaf Zimmermann

Der aktuelle Datenreport zur wirtschaftlichen und sozialen Lage im Arbeitsmarkt Kultur ist da!

230 Seiten mit 83 Tabellen und 39 Schaubildern
ISBN 978-3-947308-36-1 · 22,80 Euro

Im aktuellen Report werden Daten zur Zahl der Erwerbstätigen im Arbeitsmarkt Kultur, dem Frauenanteil, dem Einkommen und dem Gender-Pay-Gap zusammengestellt und bewertet. Der Datenreport geht sowohl auf Soloselbstständige als auch auf abhängig Beschäftigte im Kulturbereich ein. Der Titel »Baustelle Geschlechtergerechtigkeit« macht deutlich, dass es noch viel zu tun gibt. Nach wie vor besteht eine geschlechtsspezifische Segregation der Berufe im Arbeitsmarkt Kultur und nach wie vor existiert ein deutlicher Gender-Pay-Gap. Der Datenreport schließt mit Vorschlägen der Autorin und des Autors ab, wie die Situation zu verbessern ist.

Bestellen Sie die Studie jetzt auf kulturrat-shop.de!

Nach Auschwitz kein Pardon

Eine politische Würdigung des Philosophen Vladimir Jankélévitch

MONTY OTT

Anhand der Begriffe »Versöhnung« und »Vergebung« lassen sich die Fehlentwicklungen deutscher Erinnerungskultur ausmachen. Seit Jahren beschäftige ich mich mit ihren progressiven Ursprüngen, ihrer Versteinerung, der Möglichkeit, ihre kritischen Impulse gegen das Versagen der postnazistischen Gesellschaft in der Gegenwart in Stellung zu bringen, und ihren Leerstellen. Leerstellen wie die, dass sowohl queeren als auch widerständigen Jüdinnen und Juden selten gedacht wird und dass ihre Kämpfe nur selten Bedeutung für die Gegenwart zu haben scheinen. Ein kritischer Blick auf den Status quo deutscher Erinnerungskultur wirft noch mehr Fragen auf: Wie geht sie mit dem Widerspruch um, dass die jüdische Gemeinschaft in Deutschland mehrheitlich einen post-sowjetischen Hintergrund hat? Wie geht sie damit um, dass heute eine große Zahl der Jüdinnen und Juden Altersarmut erlebt, während viel Geld für die Renovierung von ehemaligen Synagogen an Orten aufgebracht wird, an denen es heute kein jüdisches Leben gibt? Wie geht sie damit um, dass Gedenktage wie der 27. Januar oder der 9. November an Verbrechen gegen die Menschheit erinnern sollen und der Antisemitismus nur noch selten genannt oder sogar ausgeblendet wird? Die deutsche Erinnerungskultur tut sich schwer damit, Jüdinnen und Juden zu gedenken, die gegen die deutsche Zustimmungsdiktatur zur Waffe griffen. Die intimsten Gedanken eines jugendlich ermordeten Menschen wurden zum Kassenschlager, und Millionen von Menschen verschlangen die literarisch herausragenden persönlichen Tagebucheinträge. Und gleichermaßen sind Namen wie der des Gustloff-Attentäters David Frankfurter (1936), der bulgarisch-kommunistischen Widerstandskämpferin Violeta Yakova, der Widerstandskämpferin im Warschauer Ghetto, Mira Furcher, oder auch Vladimir Jankélévitch den meisten Menschen in Deutschland unbekannt. Ich muss gestehen: Den Namen des Philosophen Jankélévitch kannte ich lange Zeit auch nicht. Er wäre im August dieses Jahres 120 Jahre alt geworden – das Alter, in dem Moses starb. Es liegt sehr nahe, dass auch seine heutige Unpopularität eine Konsequenz des Bedürfnisses danach ist, dass im »wiedergutgewordenen« (Eike Geisel) Deutschland Jüdinnen und Juden vergebend und verzeihend auftreten. Damit sollen sie das deutsche Selbstbild

bestätigen, dass die Aufarbeitung der NS-Geschichte erfolgreich und abgeschlossen ist. Entsprechend müssen unversöhnliche Jüdinnen und Juden, die die »größte Lebenslüge der Bundesrepublik«, dass »eine tatsächliche Aufarbeitung der Vergangenheit« (Samuel Salzborn) stattgefunden habe, nicht akzeptieren wollen, sich in der Rolle der Außenseiterinnen und Außenseiter zu rechtfertigen. Sofern ihnen überhaupt eine solche vergönnt ist. Jankélévitch fügte sich nicht. Anlässlich seines 100. Geburtstages war zu lesen, dass er »den Weg der dauernden und, wie sich zeigen sollte, endgültigen Unversöhntheit« (NZZ 2003) ging. Trotz meiner intensiven Beschäftigung mit Erinnerungskultur, Antisemitismus, Widerstandskämpferinnen und -kämpfern und der Shoa brauchte ich Jahre, ehe ich dem, wie ihn die Kulturjournalistin Susanne Mack (2007) nannte, »unversöhnlichen Moralisten« begegnete. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen – auch wenn die Kritik der Erinnerungskultur ein notwendiger Bestandteil ihrer selbst ist, um diese vor einer Verkrustung zu bewahren – sind doch diejenigen jüdischen Stimmen besonders populär, die nicht im Widerspruch zu der den Jüdinnen und Juden zugedachten Rolle stehen. Zum anderen hat sich der einstige Verehrer deutscher Kultur gegen die Übersetzung seiner Texte ins Deutsche verwehrt. Bis zu seinem Tod lehnte er jeglichen Besuch des Landes ab, von dem er sagte, dass dessen Bevölkerung »ein Volk ›ohne Reue‹« sei. Ohne Reue? Kann man das über ein Land sagen, das heute zu den engsten Verbündeten des jüdischen Staates zählt? Über ein Land, dessen Gehwege mit Stolpersteinen gepflastert sind? Über ein Land, in dessen Hauptstadt ein Mahnmal für die ermordeten Juden Europas steht? Gleichermäßen ist es ein Land, dessen Bundeskanzler Gerhard Schröder sich wünschte, dass »die Deutschen (zum Mahnmal) gerne hingehen«. Ein Land, das die blutige Spur der antisemitischen Gewalt, so Ronen Steinke 2020, nach 1945 über Jahrzehnte weitestgehend ignorierte. Ein Land, in dem der politische Wille fehlt, rechtsterroristische Anschläge gegen Jüdinnen und Juden gänzlich aufzuklären. Es wäre müßig zu spekulieren, wie Jankélévitch wohl auf die Entwicklung der deutschen Erinnerungskultur reagiert hätte. Wie wäre der Moralphilosoph damit umgegangen, dass Deutschland heute ein positives Nationalgefühl durch die vermeintlich erfolgreiche »Aufarbeitung« seiner

nationalsozialistischen Geschichte proklamiert? Zweifelsfrei war sein Blick auf Deutschland, insbesondere als er 1971 sein Essay »Pardonner?«, zu Deutsch »Hat man uns um Verzeihung gebeten?«, veröffentlichte, durch jene Phase der deutschen Geschichtspolitik geprägt, in der Überlebende um Eingedenken kämpften, während sich die überwiegende Mehrheit der Gesellschaft den Schlussstrich wünschte. Als 1951 Bundesbürgerinnen und -bürger befragt wurden, gaben 40 Prozent von ihnen an, dass die Zeit unter der nationalsozialistischen Zustimmungsdiktatur besser gewesen sei als in der Bundesrepublik. Während in jener Zeit in Frankreich

Es ist ein Denken, das ermutigt, sich unaufhörlich mit den Kontinuitäten zu beschäftigen. Es ermutigt dazu, keine Kompromisse mit den rechten Versuchen einzugehen, den vopolitischen Raum zu erobern

über die Verjährung von Kriegsverbrechen debattiert wurde, schrieb im gleichen Jahr der Sozialphilosoph Theodor W. Adorno: Dass diese deutsche Gesellschaft das »Vergangene« eben nicht ernsthaft verarbeitet, sondern »man will einen Schlußstrich darunter ziehen und womöglich es selbst aus der Erinnerung wegwischen«. Von NS-Täterinnen und -Tätern wurde nicht mehr erwartet, sich von der eigenen Vergangenheit zu distanzieren oder diese zu reflektieren. Beispielfürhaft dafür sind die Karrieren von Hans Globke und Theodor Oberländer. Globke hatte bereits vor 1933 als Jurist maßgeblich antijüdische Anpassungen des Namensrechtes verfolgt und einen Kommentar zu den Nürnberger Rassegesetzen verfasst. In der jungen Bundesrepublik wurde er die rechte Hand des Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Oberländer befahl im Juni 1941 das Bataillon Nachtigall – also in der Zeit, als der Verband national-ukrainischer Freiwilliger die jüdische Bevölkerung im heutigen Lwiw massakrierte – und war bis zu seinem Rücktritt von 1953 bis 1960 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Es ist jener Zeitabschnitt, in dem es zur »zweiten Schuld« der deutschen Gesellschaft kam: den »große(n) Frieden mit

den Tätern«, so Ralph Giordano 2020, geschlossen zu haben. Auf diese Episode folgte, laut Aleida Assmann, eine zweite, seit den 1980er Jahren bis heute anhaltende Phase, die durch die Auffassung geprägt sei, dass im gemeinsamen Erinnern von Nachkommen der Opfer und Täterinnen und Täter eine Art der »Versöhnung« zu finden wäre. Der Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sprach anlässlich einer Chanukka-Feier Ende 2022 im Schloss Bellevue davon, dass »wir (...) das wunderbare Geschenk der Versöhnung« erleben würden. Vladimir Jankélévitch ist 1985 gestorben. Das bedeutet, dass er die zweite Phase deutscher Erinnerungskultur nicht mehr miterlebte. Ob sie ihn überhaupt interessiert hätte? Ich werde hier nicht spekulieren. Dass »die Deutschen« ganz »ohne Reue« seien, behauptete der Résistance-Kämpfer Jankélévitch auch nicht, doch er zweifelte ihre Glaubwürdigkeit an: »Die deutsche Reue heißt Stalingrad; sie heißt Durchbruch bei Avranches, sie heißt Niederlage!«, formulierte Jankélévitch 1971. Er sprach dabei vor allem von den Täterinnen und Tätern, zu denen für ihn jede und jeder gehörte, die oder der nicht aktiv Widerstand leistete, sondern durch Wegsehen und Opportunismus Shoa und Vernichtungskrieg ermöglichte. »Verzeihung«, die könnte es nie geben, denn es sei nicht an »den Überlebenden (...) zu verzeihen«, sondern »das Vorrecht der Opfer«, sagte Jankélévitch 1971. Die Aktualität der Kritik an der postnazistischen Gesellschaft wird anhand Jankélévitchs Auffassung zum Umgang mit personellen und ideologischen Kontinuitäten deutlich: »Die Verzeihung? Sie ließ sich doch ahnen (...), und sie ist bald nach dem Krieg erfolgt mit der Wiederbewaffnung der Übeltäter, mit der Rehabilitation der Übeltäter und mit der schändlichen Nachsicht gegenüber der Ideologie der Übeltäter«. Das betrifft nicht nur den Antisemitismus: Genauso währten anti-slawischer Rassismus, Gadjé-Rassismus und der stetige Kampf um Anerkennung des Porajmos sowie Queerfeindlichkeit und Ableismus fort. Das alles in einer Gesellschaft, in der zwar eine (geschichts-)wissenschaftliche Forschung stetig neue Erkenntnisse über die NS-Vergangenheit liefert und diese in politischer Bildungsarbeit vermittelt, damit aber einer »historisch desorientierten und weitgehend faktenresistenten deutschen Bevölkerung« begegnet, die sich nicht mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen über Antisemitismus und den Nationalsozialismus auseinandersetzen will, wie Samuel Salzborn 2020 formulierte. Im September 2022 zeigte die Bertelsmann-Stiftung in einer repräsentativen Umfrage auf, dass sowohl Quantität als auch Qualität der Angriffe auf die Erinnerungskultur zugenommen

haben. Es stimmten außerdem 49 Prozent der befragten Personen der Aussage zu, dass man heute, »beinahe 80 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, (...) nicht mehr so viel über die Verfolgung der Juden im Nationalsozialismus reden, sondern endlich einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen« sollte. Vladimir Jankélévitch war ein Bewunderer deutscher Kultur. Dann zog er aus der Erfahrung von Krieg und Vernichtung den Entschluss, diesem Land, das seine Täterinnen und Täter reintegrierte, den Rücken zu kehren. Der jüdische Résistance-Kämpfer hat Überlegungen hervorgebracht, die heute Stachel im Fleisch derjenigen sind, die sich nach einer geheilten deutschen nationalen Identität sehen. Es gilt, Jankélévitchs Überlegungen kritisch und differenziert einzuordnen. Dann besitzen sie eine unermüdliche Sprengkraft für die Gegenwart, denn sie lassen nicht ruhen. Sie reden nicht dem Bedürfnis nach Heilung deutschnationaler Identität das Wort, sondern rufen zur Unversöhnlichkeit auf – aus Einsicht gegenüber den Tatsachen des postnazistischen Deutschlands. Unversöhnlichkeit gegenüber den Verhältnissen, die als Deutsche die Barbarei hervorgebracht haben. Es ist ein Denken, das ermutigt, sich unaufhörlich mit den Kontinuitäten zu beschäftigen. Es ermutigt dazu, keine Kompromisse mit den rechten Versuchen einzugehen, den vopolitischen Raum zu erobern. Es ermutigt diejenigen zu konfrontieren, die, wie es Salzborn 2020 formulierte, eine »Gewalt der Erinnerungsverweigerung, eine Gewalt des Vergessens« betreiben, die sich darin begründet, dass sich »nichts Positives, nichts Konstruktives aus Auschwitz ergibt, sondern dass sie das Erbe der Barbarei nur verarbeiten könnten, wenn sie zunächst einmal bereit wären, es zu ertragen«. Sehr viele Autorinnen und Autoren haben in den vergangenen 30 Jahren zu Erinnerungskultur und Antisemitismus veröffentlicht. Der Name Vladimir Jankélévitch darf nicht vergessen werden: Denn sein Denken bietet Impulse dafür, Erinnerungskultur immer wieder aufs Neue herauszufordern. Nicht, um der verbreiteten Schlussstrichmentalität zuzusprechen, sondern um die Erinnerungskultur immer wieder zu erneuern, damit ihre progressiven Impulse für die Gegenwart erhalten bleiben. Seit 2004 kann Jankélévitch im Deutschen gelesen werden. Die Chance dazu sollte genutzt werden. Monty Ott ist Politik- und Religionswissenschaftler und politischer Schriftsteller. Anfang 2023 ist sein gemeinsam mit Ruben Gerczikow verfasster Reportageband »Wir lassen uns nicht unterkriegen« – Junge jüdische Politik in Deutschland« erschienen

Musik im Film – unsere Dokus und Mitschnitte für Sie kostenlos auf nmz.de

aktuell: „klangpol – Das Streichquartett PULSE“

nmzmedia

... das Auge hört mit.

Rechter Kulturkampf gegen Bibliotheken

Holger Krimmer
im Gespräch

Beschmierte und beschädigte Bücher, Stören von Veranstaltungen: Holger Krimmer, Geschäftsführer des Bibliotheksverbandes, spricht mit Ludwig Greven über zunehmende Angriffe auf öffentliche Büchereien und wie diese sich dagegen schützen können.

Ludwig Greven: Büchereien werden offenbar verstärkt Opfer rechter Angriffe. Zettel mit rechts-extremen und antisemitischen Parolen werden in oder auf Bücher geklebt, missliebige Bücher beschmiert oder beschädigt, Veranstaltungen gestört. Wie verbreitet ist das?

Holger Krimmer: Bekannt sind bisher nur Einzelfälle. Berichtet wird etwa von herausgeschnittenen Seiten und zerstörten Büchern. Soziologen beobachten seit Längerem, dass an die Seite der typischen politischen Konflikte entlang des Links-rechts-Schemas zunehmend neue Konflikte treten. Gegenstand der Auseinandersetzungen werden Fragen von Identität und Migration: Wer zur wie auch immer definierten Gesellschaft dazugehört, und wer eben nicht. Mit diesem politisch-kulturellen Konfliktthema sind zunehmend auch Bibliotheken konfrontiert. Das hat sich beispielsweise auch bei den Protesten gegen die Drag-Lesung in einer Münchner Bibliothek gezeigt. Das Polarisierungspotenzial dieser Konflikte ist erheblich.

Werden Bibliotheken zu einer Angriffsfläche des politischen Kulturkampfes?

Ja, das haben wir beispielsweise in Berlin-Schöneberg gesehen, wo eine Regenbogenfahne vor der Bücherei heruntergerissen und der Fahnenmast beschädigt wurde. Gleichzeitig bieten Bibliotheken ein Forum, um gesellschaftliche Selbstverständigung in ziviler Atmosphäre zu ermöglichen. Denn sie sind längst nicht mehr nur Orte, die lediglich Medien bereitstellen. Sie sind Orte eines lebendigen Dialogs und der zivilen Debatte. Der Bedarf an solchen gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen steigt. Bibliotheken als niedrigschwellig zugängliche Räume und

als publikumsstärkste Kultureinrichtungen, die von allen Seiten der Gesellschaft ein hohes Vertrauen zugeschrieben bekommen, haben hier ein erhebliches Potenzial.

Zeigen die Attacken, dass Büchereien als Orte solcher Auseinandersetzungen wahrgenommen werden?

Daran, dass Büchereien angegriffen werden, kann es nichts Positives geben. Denn Attacken sind nie das richtige Vorgehen, wenn es eigentlich um gesellschaftliches Aushandeln gehen soll. Die Studie eines französischen Soziologen hat gezeigt, dass es in Frankreich in den vergangenen Jahren über 70 Angriffe auf Bibliotheken gab, weil sie – so seine These – dort als Teil von Hochkultur und Macht wahrgenommen werden. Im Vergleich dazu kann man vielleicht sagen, dass es ein positives Zeichen ist, dass Bibliotheken in Deutschland überwiegend anders wahrgenommen werden: nämlich als Ort, der allen offensteht, als öffentlicher Raum. Und dass es daher seltener zu Angriffen auf Bibliotheken kommt.

Wie können Bibliotheken sich, ihre Mitarbeiter und die Nutzer schützen? Müssen jetzt alle Bücher nach der Rückgabe kontrolliert werden?

Bücher werden ohnehin nach jeder Rückgabe kontrolliert. Was auf keinen Fall Alltag werden darf, ist, dass Veranstaltungen von Bibliotheken wie in München gestört und von der Polizei gesichert werden müssen. Bibliotheken sind Orte des freien Zugangs zu Informationen. Dies muss gewährleistet bleiben.

Die AfD und andere Rechte beklagen, dass die Bibliotheken keine Bücher rechter Autoren und Verlage anböten. Müssen sie im Sinne der Meinungsvielfalt und politischer Neutralität auch solche Werke und Schriften mit Verschwörungserzählungen ankaufen und ausleihen?

Öffentliche Bibliotheken haben den Auftrag, eine informationelle Grundversorgung der Bevölkerung zu gewährleisten. Deshalb halten sie einen breit gefächerten Medienbestand vor, der die Lebenswirklichkeit einer modernen pluralen Gesellschaft abbildet. Dazu gehören Bücher des ganzen



FOTO: DBV/THOMAS MEYER OSTKREUZ

Bibliotheken geraten zunehmend unter Druck; hier: Bibliothek am Luisenbad

Spektrums politischer Positionen und Richtungen. Aber natürlich gibt es beim Bestandsaufbau ganz klare Grenzen: Extremistische Literatur, antisemitische oder solche, die offen verfassungsfeindlich argumentiert, wird nicht angeboten. An dieser Stelle ist vor allem zu unterscheiden, ob wir von wissenschaftlichen oder öffentlichen Bibliotheken sprechen. Liegt ein berechtigtes Forschungsinteresse vor, ist das natürlich ein anderer Sachverhalt.

Bücher von Corona- oder Klimawandelleugnern werden also angeboten, nicht aber von Holocaustleugnern?

Den Holocaust zu verleugnen ist eine Straftat. Solche Bücher werden in öffentlichen Bibliotheken nicht zu finden sein. Bibliotheken streben

einen ausgewogenen Bestand an, der ein Spektrum an Meinungen wiedergibt. So gibt es beispielsweise Bücher von Impfgegnern genauso im Bestand wie Werke von Impfbefürwortern, damit sich jeder seine eigene Meinung bilden kann.

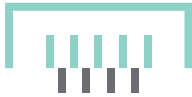
Auf der anderen Seite fordern Linke, Postkolonialisten und Antirassisten, Bücher auf ihre Sprachbilder und diskriminierende Inhalte zu überprüfen und zu ändern. Gibt es auch Forderungen an die Bibliotheken, solche Werke zumindest in der ursprünglichen Form aus dem Bestand zu nehmen und nicht mehr zu verleihen?

Aus postkolonialistischer und identitätspolitischer Sicht hat es in den vergangenen Jahren eine erhebliche

Sensibilisierung für sprachliche Stereotype gegeben. Das ist ein Fortschritt und sicher zu begrüßen. Die offene Frage ist jedoch, zu welchen praktischen Schlussfolgerungen solche Erkenntnisse führen. Bibliotheken sind sich dessen bewusst und gehen auch mit ihren Nutzerinnen und Nutzern in den Austausch bzw. kontextualisieren diese Bücher. Das muss aber nicht bedeuten, den Bestand beispielsweise an älteren Übersetzungen und Textfassungen zu »bereinigen«.

Vielen Dank.

Holger Krimmer ist Bundesgeschäftsführer des Deutschen Bibliotheksverbandes. Ludwig Greven ist freier Publizist



BERGBAU ERLEBEN
www.bergbaumuseum.de

DEUTSCHES
BERGBAU-MUSEUM
BOCHUM

Garanten der Meinungs- und Rundfunkfreiheit

Einblicke in die Arbeit einer Landesmedienanstalt am Beispiel Thüringen

JOCHEN FASCO

Kernprinzip unserer Mediengesellschaft ist die Staatsferne. Sie ist essenziell für eine funktionierende Demokratie und Garant für die Unabhängigkeit der Medien. Dies gilt auch für die Arbeit der Landesmedienanstalten. Sie sind Anstalten des öffentlichen Rechts, aber keine staatlichen Organe, sondern unabhängige Medienaufsicht, staatsfern organisiert und finanziert.

Die insgesamt 14 Landesmedienanstalten in Deutschland haben ähnliche, aber je nach Bundesland auch variierende Aufgaben. Sie überwachen vor allem den Privatrundfunk und die Telemedien im Internet und fördern die Medienkompetenz. Die Anstalten kooperieren bei bundesweiten Aufgaben und Projekten und sind in Fragen der technischen Entwicklung und der Digitalisierung aktiv. Ihre Finanzierung rekrutiert sich vornehmlich aus einem 1,89-prozentigen Anteil des Rundfunkbeitrags. Da der Rundfunkbeitrag sich seit anderthalb Jahrzehnten nur marginal verändert hat, gilt dies auch – trotz gewachsener Aufgaben und gestiegener Kosten – für die Finanzierungsgrundlage der Landesmedienanstalten.

Genau wie die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, ARD, ZDF und Deutschlandfunk, besitzen die Landesmedienanstalten unabhängige Aufsichtsgremien. In diesen finden sich weisungsfreie Vertreterinnen und Vertreter aus Wirtschaft, Wissenschaft, Kirche, Politik und anderen gesellschaftlichen Gruppen zusammen. Diese Gremien haben weitreichende Befugnisse, ähnlich einem Parlament: Sie wählen unter anderem die hauptamtlichen Spitzen der Landesmedienanstalten, überwachen deren Arbeit

und entscheiden über den Haushalt. In Thüringen etwa wird die Versammlung der Landesmedienanstalt von der Wirtschaftsvertreterin Ute Zacharias geleitet, seit 2007 ist gewählter Direktor der Jurist Jochen Fasco.

Landesmedienanstalten vergeben Sendelizenzen an private Rundfunkanbieter und überprüfen, ob diese die nötigen Voraussetzungen erfüllen. Dies gilt vom lokalen Sender über landesweite Hörfunkveranstalter bis hin zu RTL oder SAT.1. Ein markantes Beispiel ist der Fall von RT DE im Jahr 2022: Aufgrund mangelnder Staatsferne wurde dem eng mit dem russischen Staat ver-

Die Landesmedienanstalten sind für die Förderung von Medienvielfalt und Meinungsp pluralismus zuständig

bundenen Sender die geplante Rundfunkverbreitung in Deutschland untersagt. Russland drohte den an dieser Entscheidung Beteiligten öffentlich ein Einreiseverbot an. Deutsche Gerichte haben die Entscheidung der Landesmedienanstalten bestätigt.

Landesmedienanstalten sind auch für die Medienüberwachung zuständig. Sie überprüfen, ob Gesetze im Bereich Rundfunk und im Bereich Telemedien, auch z. B. Online-Games, einschließlich Werbezeiten und Jugendschutz, beachtet werden. Bei Verstößen, ob im TV oder online, werden die Medienanstalten aktiv. Kürzlich wurde von ihnen, auch von der Thüringer Landesmedienanstalt (TLM), eine Radiokam-

pagne der Bundesregierung – »Die Bundesregierung informiert: So entlasten wir Deutschland« – als unzulässige politische Werbung gerügt.

Seit einigen Jahren haben die Länder die Medienanstalten auch mit der Algorithmenaufsicht über die Intermediäre betraut. Gemeinsam mit der Kommission für Jugendmedienschutz, einem zwölfköpfigen Expertengremium, in dem neben den Landesmedienanstalten auch Bund und Länder vertreten sind, haben sie beispielsweise international agierenden Pornoportalen den Kampf angesagt und bereits eine Reihe von Gerichtsverfahren gewonnen. Hier und in anderen grenzüberschreitenden Fällen ist die enge Zusammenarbeit mit den europäischen Regulierungsinstitutionen von großer Bedeutung. Der Digital Services Act (DSA) der EU greift dieses Thema nun verstärkt auf.

Die Landesmedienanstalten sind für die Förderung von Medienvielfalt und Meinungsp pluralismus zuständig. In Thüringen ist dies besonders wichtig, da die Zeitungslandschaft dort stark von einer bundesdeutschen Verlagsgruppe geprägt ist. Um die lokale Vielfalt zu sichern, unterstützt die TLM werbefinanziertes Lokalfernsehen und nicht kommerzielle, von Vereinen getragene Bürgerradios. Im Rahmen des Aktionsplans »Lokale Medienvielfalt sichern – Demokratie in Thüringen stärken« werden von der TLM transparent und diskriminierungsfrei Landesmittel an die Sender weitergegeben. Aktuell hat der Förderplan ein Gesamtvolumen von 0,8 Millionen Euro. Die TLM bemüht sich um Verstetigung und Ausweitung dieses Aktionsplans.

Die rasante Digitalisierung und das Aufkommen von KI erhöhen den Bedarf an Medienbildung. Als Kernaufgabe der Landesmedienanstalten passt



Die Landesmedienanstalt Thüringen engagiert sich auch in der Seniorenarbeit

FOTO: THÜRINGER LANDESMEDIENANSTALT

sich diese ständig an. Thüringen war Vorreiter in der gesetzlichen Verankerung der Medienkompetenzvermittlung. Die TLM arbeitet entlang der gesamten Bildungskette, vom Kindergarten über Schule, außerschulische Jugendarbeit, Erwachsenenbildung bis hin zu Seniorenarbeit, unter anderem eng mit der Landesregierung und vielen Stakeholdern zusammen. Aktuell fokussiert das Sozialministerium auf Medienbildung für Familien sowie Seniorinnen und Senioren und stellt Mittel dafür bereit, um dieses Thema ins ganze Land auszurollen. Die Kulturlandschaft Thüringens ist eine wahre Schatzkammer deutscher Kulturgeschichte. In einer Zeit, in der Informationen und Erlebnisse immer nur einen Klick entfernt sind, stehen die Kultureinrichtungen auch an einem Wendepunkt. Theater und Museen stel-

len sich dem digitalen Zeitalter. Auch hier arbeitet die TLM eng mit der für Kulturfragen zuständigen Staatskanzlei bei der Entwicklung einer Digitalstrategie zusammen. Der Museumsbesuch ist nicht mehr nur vom stillen Betrachten geprägt, sondern auch von individuell gestalteten Audioguides, die persönliche Geschichten ins Ohr zaubern. Ein langjähriges, erfolgreiches TLM-Projekt der kulturellen Medienbildung ist z. B. »Hör mal im Museum«, bei dem Kinder und Jugendliche Audioguides für ihre Altersgruppe erstellen.

Jochen Fasco ist Direktor der Thüringer Landesmedienanstalt (TLM). Er ist Beauftragter für Medienkompetenz der Landesmedienanstalten und stellvertretender Vorsitzender der Kommission für Jugendmedienschutz

Mit dem Schleppnetz durchs WWW

Warum wir Urheberrecht in Zeiten von ChatGPT & Co. anders denken müssen

PARSA MARVI & MACIT KARA AHMETOĞLU

Seit bald einem Jahr beherrschen ChatGPT und andere Anwendungen generativer KI mit immer neuen Fähigkeiten, Investitionen und Unternehmensgründungen unsere Schlagzeilen und politischen Tagesordnungen. Die Anwendungen begeistern: Sie geben einen Vorgeschmack darauf, was KI kann und wie die Technologie heute und in Zukunft unser Leben und Arbeiten bereichern könnte. An manchen Stellen ist die anfängliche Euphorie allerdings Ernüchterung gewichen. Denn neben systemischen Risiken wie Diskriminierung oder Falschinformation bringen Anwendungen generativer KI für einige Branchen massive Umwälzungen mit sich – auch für Kunst und Kultur.

Der Wert von Kunst und Kultur

Grund dafür ist einerseits die Art und Weise, wie die Modelle trainiert werden: Mithilfe von Crawlern werden riesige Datenmengen aus dem Internet gesammelt, aus denen ChatGPT & Co. ihr »Wissen« schöpfen – darunter auch urheberrechtlich geschütztes Material. Trotz des zentralen Werts

dieser Daten für die Leistungsfähigkeit der Modelle gehen Urheberinnen und Urheber bisher nicht nur leer aus. Ihre Werke von Text bis Melodie schaffen außerdem die Grundlage für eine preisgünstige Konkurrenz: die KI. Weitere Schwierigkeiten offenbaren sich aufseiten des Outputs: Wahrt ein KI-generiertes Produkt keinen hinreichenden Abstand zu einem urheberrechtlich geschützten Werk, liegt eine Urheberrechtsverletzung vor. Anders ist das beim Stil, der nicht urheberrechtlich geschützt ist. Während Künstlerinnen und Künstler also Jahre und Jahrzehnte damit verbringen, ihre persönliche Handschrift zu entwickeln, ahmen Anwendungen generativer KI diese in Sekundenbruchteilen nach. Auch hier schlägt die Maschine den Menschen in puncto Geschwindigkeit und Preis. Auch hier entsteht eine ausgeprägte Konkurrenzsituation.

Als Sozialdemokraten kritisieren wir nicht nur die Bedrohung beruflicher Existenzen, die sich aufseiten der Urheberinnen und Urheber durch das Handeln der KI-Anbieter ergibt. Wir blicken auch auf die Bedeutung, die ein freier Zugang zu künstlerischen Werken für uns als Gesellschaft hat – und welch fatale Folgen ein möglicher Rückzug von Kunst und Kultur aus dem digitalen Raum im Falle einer Fortsetzung

des bisherigen Geschäftsmodells der KI-Anbieter haben könnte.

Lücken schließen, für Klarheit sorgen

Für uns ist also klar: Es besteht Handlungsbedarf. Selbstverpflichtungen aus der Branche reichen nicht weit genug. Was die vielen Kunst- und Kulturschaffenden in Deutschland und Europa brauchen, ist rechtliche Verbindlichkeit. Ausschitt darauf gibt einerseits die europäische KI-Verordnung, die gegenwärtig im Trilog-Verfahren verhandelt wird. Nachdem Kommission und Rat sich gar nicht oder nur oberflächlich mit dem Thema generative KI befasst haben, hat das Europäische Parlament in seinem Beschluss deutlich nachgeschärft. Die Parlamentarierinnen und Parlamentarier stellen in Bezug auf das Thema Urheberrecht zusätzliche Transparenzanforderungen auf: KI-generierte Inhalte sollen als solche gekennzeichnet werden, der Erstellung illegaler Inhalte soll durch eine entsprechende Konzeption der Modelle Einhalt geboten und eine Zusammenfassung urheberrechtlich geschützter Trainingsdaten öffentlich verfügbar gemacht werden. Ein Vorstoß, den wir unterstützen: Denn das Wissen über die Nutzung der eigenen Werke im Trainingsprozess ist für die

Urheberinnen und Urheber Voraussetzung dafür, ihre Rechte geltend zu machen. Darüber hinaus plädieren wir für Rechtsklarheit beim Opt-out: Die geltende Rechtslage sieht vor, dass Urheberinnen und Urheber der Nutzung ihrer Werke zu Trainingszwecken durch ein maschinenlesbares Opt-out widersprechen können – wann ein wirksamer maschinenlesbarer Nutzungsvorbehalt tatsächlich vorliegt, wird allerdings rechtlich und technisch sehr unterschiedlich interpretiert. Weitere Herausforderungen ergeben sich durch die Schrankenregelung für wissenschaftliche Forschung: Wird das Text- und Data-Mining im Rahmen dessen eingesetzt, fällt die Möglichkeit des Opt-outs weg. Zwar gibt es im geltenden Recht die klare Festlegung, dass dies nur für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung zulässig ist und dass sämtliche Gewinne in die wissenschaftliche Forschung reinvestiert werden müssen. Wir erinnern uns aber: Auch OpenAI, das US-amerikanische Unternehmen hinter ChatGPT, ist als gemeinnütziges Forschungsinstitut gestartet – und heute milliardenschwer. Hier muss ggf. ebenfalls Rechtsklarheit geschaffen werden, wie mit Übergängen von Forschung zu kommerzieller Verwertung umgegangen werden soll. Eine Umgehung des Opt-outs der Urheberinnen und Urheber darf es durch eine solche Konstellation jedenfalls nicht geben.

KI: gekommen, um zu bleiben

Generative Künstliche Intelligenz schafft Effizienz – aber nichts genuin Neues, nichts Kreatives, nichts Dialogstiftendes. Fakt ist aber auch, dass KI als Schlüsseltechnologie immer weiter in unser Leben und Arbeiten vordringen wird. Um Kunst und Kultur sowie die daran geknüpften beruflichen Existenzen zu schützen, müssen wir handeln. Denn nur, wenn wir jetzt mit einer eindeutigen und kohärenten Regulierung an den richtigen Stellschrauben drehen, sorgen wir dafür, dass nicht nur einige wenige, sondern alle von den Potenzialen der Technologie profitieren.

Parsa Marvi ist Abgeordneter der SPD im Bundestag. Als Mitglied des Ausschusses für Digitales setzt er sich für eine KI-Regulierung ein, die Diskriminierung verhindert sowie Grund- und Persönlichkeitsrechte schützt. Macit Karaahmetoğlu ist Fachanwalt für Urheber- und Medienrecht. Er ist Mitglied im Rechtsausschuss und dort für die SPD-Bundtagsfraktion Berichterstatter für das Urheberrecht



KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Welche Rolle spielt KI für die Kultur? Dieser Frage ging Politik & Kultur in der Ausgabe 4/23 ausführlich nach: politikkultur.de/themen/kuenstliche-intelligenz

Ein Computerspiel als Ort der Erinnerung?

Einschätzungen zum Holocaust-Museum im Shooter-Megahit »Fortnite«

FELIX ZIMMERMANN

Am 15. August 2023 gab Game Designer Luc Bernard auf der Social-Media-Plattform X (ehemals Twitter) die Veröffentlichung des »Voices of the Forgotten Museum« bekannt, »the first Digital Holocaust Museum in the metaverse«, wie er selbst schreibt. Wer dieses Museum besuchen möchte, muss zuerst einmal das Computerspiel »Fortnite« auf Konsole oder PC starten. Das Spiel ist kostenlos erhältlich, ein sogenannter »Free-to-Play-Titel«. Gemeint ist damit, dass das Spiel ohne Kosten heruntergeladen und gestartet werden kann, in der Regel allerdings mehr oder weniger subtil zu sogenannten »In-Game-Käufen« bzw. »Mikrotransaktionen« anregt, um dann doch Geld in die Kassen zu spülen.

Wichtig ist, zu verstehen, dass »Fortnite« schon lange nicht mehr »nur« ein »Battle-Royale-Shooter« ist, also ein Spiel, bei dem – im Falle von »Fortnite« – bis zu 100 Spielerinnen und Spieler auf einer Insel abgeworfen werden, sich dort mit Ausrüstung wie Waffen, Schilden und Tränken ausstatten, und dann gegeneinander kämpfen, bis nur noch ein Spieler bzw. Spielcharakter übrig ist.

Schätzungen zufolge kann »Fortnite« mittlerweile zwischen 400 und 500 Millionen »registrierte User« vorweisen, von denen zu jedem Zeitpunkt ungefähr drei Millionen gleichzeitig online sind. Diese enorme Basis an Spielerinnen und Spielern, von denen – ebenfalls nach Schätzungen – knapp über 60 Prozent unter 24 Jahre alt sind, ist nicht nur potenziell ungeheuer lukrativ, sondern auch Zielgruppe für Marketingmaßnahmen aller Art. Deswegen verfolgt beispielsweise Disney eine intensive Kooperation mit Epic Games und erlaubt dem Entwicklungsstudio, Outfits, sogenannte »Skins« von Darth Vader bis Iron Man im Spiel zum Verkauf anzubieten. Auch groß angelegte Konzerte von Travis Scott oder Ariana Grande haben in der Spielwelt von »Fortnite« bereits stattgefunden. Eine Win-win-Situation für alle Beteiligten, sowohl für Epic Games und »Fortnite« als auch für die Künstlerinnen und Künstler, die mit »Fortnite« ihre Zielgruppe erreichen und erweitern können.

In diesem Sinne hat sich »Fortnite« über die Jahre von einem Battle-Royale-Shooter hin zu einer Plattform für alle möglichen Aktivitäten entwickelt, was »Fortnite« bisweilen sogar den Ruf eingebracht hat, das erste echte Metaverse zu sein, also – grob gesagt – eine virtuelle Wirklichkeit, in der sich Menschen aufhalten und verschiedenen Aktivitäten wie eben z. B. Konzertbesuche unserer realweltlichen Gesellschaft nachgehen können.

Eine entscheidende Rolle nimmt hierbei »Fortnite Creative« ein, ein Modus, der es Spielerinnen und Spielern ermöglicht, auf Basis von »Fortnite« bzw. auf Basis des zugrundeliegenden Grafikgerüsts Erlebnisse zu erstellen, die sich signifikant vom klassischen Battle-Royale-Modus unterscheiden können. Von Horrorspielen bis Farmsimulationen ist hier vieles möglich. Und irgendwo dort, in »Fortnite Creative«, versteckt sich nun auch das »Voices of the Forgotten Museum«.

»Verstecken« ist hier das richtige Stichwort, denn eine Sache muss klar sein: Das Museum ist kein offizielles Angebot des Entwicklers und Publishers Epic Games. Im Gegenteil: In der schieren Masse an Angeboten in »Fortnite Creative« ist es äußerst unwahrscheinlich, dass jemand zufällig auf dieses Museum stößt. Viel wahrscheinlicher ist es, dass eine Person auf einer anderen



Ein Ausstellungsstück im Museumsgebäude, das Gidon Lev gewidmet ist

Plattform auf den sogenannten »Inselcode« des Museums (1511-8598-6202) aufmerksam wird und dann ganz bewusst das Museum aufruft. Das »Voices of the Forgotten Museum« wird daher wohl kaum Millionen Menschen erreichen. Dafür ist dieses Museum zu versteckt und zu weit weg von den Erlebnissen, die Spielerinnen und Spieler von »Fortnite« erwarten.

Und damit nun zum Museum selbst. Wer die Insel besucht, startet auf einem großen Vorplatz mit Blick auf das rechteckige, weiße Museumsgebäude. Zur Linken wurde Anfang September noch ein zweites, kleineres Gebäude hinzugefügt, das sich der Lebensgeschichte des Holocaust-Überlebenden Gidon Lev widmet. Wir können uns völlig frei durch die Museumsgebäude bewegen, einen vorbestimmten Weg oder eine Art Führung gibt es nicht.

Fast alle Aktionen, die sonst in der Welt von »Fortnite« möglich sind, sind deaktiviert. Schießen ist nicht möglich, denn es gibt keine Waffen. Das Bauen von Türmen und Plattformen, das Bestandteil des Battle-Royale-Modus ist, ist ebenfalls nicht möglich. Auch die Nutzung von »Emotes« (also die Möglichkeit, eine Stimmung über die Spielfigur auszudrücken, z. B. durch Lachen oder Winken) oder von »Fortnite«-typischen Tänzen ist deaktiviert. Es ist dementsprechend nur möglich, durch das Museum zu laufen und zu sprinten, umherzuspringen und sich zu ducken.

Dass all die genannten Funktionen deaktiviert wurden, ist gewiss kein Zufall: Das Ziel ist hier, eine missbräuchliche Nutzung des Museums zu verhindern. Luc Bernard wurde nach Bekanntgabe seines Plans, ein Holocaust-Museum in »Fortnite« zu veröffentlichen, auf der Plattform X von Antisemiten aufs Schärfste attackiert, vor allem von Anhängern des US-amerikanischen Rechtsextremisten Nick Fuentes. Man möchte sich die Hassverbrechen nicht vorstellen, die diese Menschen im virtuellen Museum verüben würden, wenn sie die Möglichkeit hätten. Doch: In dieser Hinsicht ist das Museum abgesichert.

Aber was zeigt dieses Museum und wie? Thematisch ist das Hauptgebäude hallenweise in Bereiche wie »Historical Figures«, »Vichy Tunisia«, »The Porajmos« und »After the Holocaust« unterteilt. Einige dieser Bereiche, wie auch das separate Gebäude, das Gidon Lev gewidmet ist, hat Bernard erst nach Erscheinen des Museums nachträglich ergänzt. Gerade die flexible Erweiterung und Anpassbarkeit ist sicherlich ein Vorteil eines virtuellen Museums, wirft allerdings gleichsam die Frage danach auf, wer die Macht hat, diese Anpassungen vorzunehmen und inwiefern inhaltliche Kontrollinstanzen existieren. Denn andererseits ließe sich fragen, ob nicht

gerade auch eine gewisse Konstanz und Verlässlichkeit wichtig für ein gelungenes Museum sind.

Insgesamt auffällig im Museum ist die Fokussierung auf historische Persönlichkeiten. Es fällt hier schwer, einen roten Faden zu identifizieren. Am ehesten liegt dem in Frankreich aufgewachsenen und mittlerweile in den USA wohnhaften Luc Bernard, der als Jugendlicher begann, sich intensiver mit seiner jüdischen Familiengeschichte auseinanderzusetzen, daran, die Rolle der französischen Vichy-Regierung während des Zweiten Weltkriegs aufzuarbeiten. Besonders wichtig ist es ihm, aufzuzeigen, dass die Vichy-Regierung mit dem nationalsozialistischen Deutschland kollaborierte und sich aktiv an Judenverfolgung und Holocaust beteiligte, und das nicht nur in Frankreich, sondern auch in Ländern wie Marokko, Tunesien oder Algerien.

Wer die Insel besucht, startet auf einem großen Vorplatz mit Blick auf das rechteckige, weiße Museumsgebäude

Positiv hervorzuheben ist, dass es Bernard gelingt, heterogene Opfergruppen darzustellen und sich in diesem Sinne an Lücken einer (populären) Erinnerungskultur abzuarbeiten. So wird bei einem Rundgang durch das Museum deutlich, dass neben Jüdinnen und Juden beispielsweise auch queere Personen sowie Sinti und Roma den Nationalsozialisten zum Opfer fielen. Den historisch-politischen Kontext der gezeigten Personen müssen Besucherinnen und Besucher des Museums aber weitestgehend selbst herstellen, da die überwiegende Mehrheit der Ausstellungsstücke zwar Einzelpersonen in wenigen Sätzen vorstellt, darüber hinaus allerdings kaum Einordnung liefert.

Über diese kuratorischen Schwächen hinaus weiß auch die konkrete Gestaltung der Ausstellungsstücke nicht zu überzeugen. So gibt es im Hauptgebäude des Museums ausschließlich ein Darstellungsformat: ein großformatiges Bild, in der Regel einer Person zur Linken und rechts daneben eine Texttafel mit weißem Text auf schwarzem Grund. Auch im Gebäudekomplex, der sich Gidon Lev widmet, wird diese grundlegende Inszenierungsform nicht aufgebrochen, doch lässt sich hier bereits eine Weiterentwicklung feststellen: Die elf Stationen, die sich Levs Leben widmen, sind

voll vertont – und zwar von Gidon Lev selbst. Sobald wir uns einem der Bild-Text-Arrangements nähern, liest Lev die Bildbeschreibung vor.

Die Qualität der ausschließlich englischsprachigen Texte schwankt allerdings museumsübergreifend stark, weist oft Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehler auf und ist von der inhaltlichen Tiefe am ehesten mit schlechteren Wikipedia-Einträgen zu vergleichen. Meist werden Geburtsjahr, einige Informationen zum Handeln der Person und ein Todesdatum genannt. Woher die Informationen und Bilder stammen, ist unklar. Es ist wahrscheinlich, dass dieses Museum nicht nur bei Holocaust-Forscherinnen und -Forschern, sondern auch bei Museumpädagoginnen und -pädagogen Irritationen hervorrufen dürfte.

Gleichzeitig wäre es zu kurz gegriffen, das »Voices of the Forgotten Museum« als ein gescheitertes Unterfangen zu bezeichnen. Die Mängel sind offensichtlich, doch ist die Bewertung des Museums komplex. Luc Bernard hatte bereits 2008 einen ersten Versuch unternommen, Computerspiele als Medium der Holocaust-Erinnerung einzusetzen. Damals war die Zeit noch nicht reif dafür, Computerspiele derart einzusetzen. Sein Versuch, das Spiel »Imagination Is The Only Escape« umzusetzen, scheiterte. Es war in dieser Zeit, als die Anti-Defamation League ihr in Forschungskreisen viel zitiertes Diktum formulierte: »The Holocaust should be off-limits for video games.«

In den letzten 15 Jahren hat sich viel getan. Schwindendes Wissen, nicht nur in jüngeren Generationen über den Holocaust, das nahende Ende der Ära der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und das Wiedererstarken des Rechtsextremismus weltweit haben auch für alteingesessene Institutionen der Holocaust-Erinnerung wie beispielsweise Gedenkstätten mehr als deutlich gemacht, dass neue Wege gefunden werden müssen, um die Erinnerung an den Holocaust lebendig zu halten und gegen Antisemitismus vorzugehen.

Nicht zuletzt deswegen lässt sich im Moment eine Art »Serious-Game-Boom« beobachten. Titel wie »Through the Darkest of Times« oder »Attentat 1942« waren sicherlich wegweisend und in den späten 2010er-Jahren noch Ausnahmereischeinungen, doch mittlerweile scheint jedes Museum, jede Gedenkstätte ein Serious Game zu entwickeln bzw. entwickeln zu lassen oder zumindest darüber nachzudenken. Jeder möchte ein Stück abhaben vom Kuchen, möchte mit Computerspielen endlich die viel zitierten »jungen Zielgruppen« erreichen, die klassischen Bildungsformaten zu entschwinden drohen. Entsprechend werden Potenziale und Grenzen von Serious Games aktuell wieder intensiv diskutiert.

Auch Luc Bernard konnte Anfang des Jahres und damit tatsächlich 15 Jahre nach seinem ersten Versuch mit »Imagination Is The Only Escape« seinen Traum verwirklichen und ein Serious Game zum Holocaust veröffentlichen. »The Light in the Darkness« behandelt die Themen, die Bernard auch in seinem Museum betont: Wir folgen einer jüdischen Familie im Frankreich der Vichy-Regierung und sind machtlos, als sie deportiert wird.

Mit »The Light in the Darkness«, aber ganz besonders mit dem »Voices of the Forgotten Museum« hat sich Luc Bernard an die Spitze einer computerspielbasierten Holocaust-Erinnerung kata-pultiert, vor allem auch, weil im US-amerikanischen Erinnerungskulturdiskurs die Entwicklungen der letzten Jahre in Deutschland in diesem Bereich wie z. B. das Projekt »Erinnern mit Games« der Stiftung Digitale Spielkultur nicht rezipiert worden scheinen. So scheint Bernard mit seinem Vorstoß in das Feld der Computerspiele wie aus dem Nichts zu kommen. Er wurde, so schreibt er selbst auf X, mittlerweile »from the biggest orgs that fight hate« kontaktiert.

Die konkrete Umsetzung des Museums ist sicherlich kritikwürdig, auch Bernards Selbstinszenierung als Retter der Holocaust-Erinnerung, der all das besser macht, was die existierenden Organisationen jahrelang versäumt hätten, muss irritieren. Doch es ist unbestreitbar, dass Bernard etwas in Bewegung gebracht hat. Die weltweite Aufregung über das »Fortnite«-Museum ist zu groß, als dass es auch von etablierten Playern der Holocaust-Erinnerung noch ignoriert werden könnte. Diese müssen sich jetzt dringend die notwendige Expertise in ihre Organisationen holen, um produktiv mit dem Medium Computerspiele umgehen und fundierte Kritik – auch am »Fortnite«-Museum – üben zu können. Denn dieses Museum kann nur der Anfang sein, dafür weist es zu viele geschichtswissenschaftliche und museumspädagogische Schwächen auf und nutzt zu wenig die Potenziale spielerischer Weltaneignung, die Computerspiele eigentlich so interessant aus erinnerungskultureller Perspektive machen. Aber es ist ein Vorstoß in die Welt der Milliarden Dollar schweren Blockbuster, eine Welt, die wir – neben all den Serious Games, die im Moment entstehen – nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Der Verfasser dankt Carolin Puckhaber (Universität Oldenburg) für Einschätzungen und Ergänzungsvorschläge zu diesem Beitrag.

Felix Zimmermann arbeitet als Referent für Games-Kultur, politische Bildung und Extremismus bei der Bundeszentrale für politische Bildung

FOTO: SCREENSHOT VON FELIX ZIMMERMANN; FORTNITE IST URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZTES EIGENTUM VON EPIC GAMES, INC. ALLE RECHTE SIND EPIC VORBEHALTEN

Games: Genutzt, gelobt, aber unzureichend gefördert

Die deutsche Games-Branche ist die umsatzstärkste Kreativbranche, deutlich vor Film- und Musikindustrie

HELMUT HARTUNG

Der mutige Held Link soll die Prinzessin Zelda vor dem bösen König der Finsternis Ganon retten. Als die Auserwählten auf uralte Zeichnungen der Sage des »Dämonenkönigs« treffen, erwecken die beiden eine finstere, unbekannte Gestalt zum Leben, und Zelda verschwindet, das Gebiet von Hyrule versinkt im Chaos, und Link wacht auf einer hoch in den Wolken schwebenden Insel wieder auf. So beginnt »The Legend of Zelda: Tears of the Kingdom«, ein Game, das auf der jüngsten Gamescom in Köln als eines der besten Videospiele ausgezeichnet worden ist. »The Legend of Zelda: Tears of the Kingdom« ist der von den Fans erhoffte Nachfolger von »The Legend of Zelda: Breath of the Wild«, das Nintendo 2017 auf den Markt brachte und damit die Open-World-Spiele revolutionierte. »The Legend of Zelda: Tears of the Kingdom« gehört zu den sogenannten Rollenspielen, die in diesem Jahr die Gamescom prägten. Es sind Spiele, in denen die Nutzer große, fantastische Welten erkunden dürfen; in denen komplexe Systeme und Regelwerke erlernt werden müssen; in denen sie lange Gespräche mit Magiern, Schurken und Entdeckerinnen führen können; Spiele, die Hunderte Stunden Zeit einfordern, um wirklich erfasst zu werden.

Die Gamescom konnte in diesem Jahr in vielen Bereichen neue Bestwerte erzielen: mehr Aussteller aus einer größeren Zahl von Ländern bei millionenfacher Reichweite in alle Welt. Damit unterstrich sie ihre Position als weltgrößtes Games-Event deutlich. Allein bis zum Abschlussstag wurden weltweit über 180 Millionen Views gezählt. 320.000 Menschen besuchten die Gamescom 2023 vor Ort in Köln.

Aber auch mehr als 270 Politikerinnen und Politiker nutzten die Gamescom 2023, um sich mit der Games-Branche auszutauschen und sich einen Überblick über die neuesten Trends und Entwicklungen zu verschaffen. Eröffnet wurde das weltgrößte Games-Event in diesem Jahr von Vizekanzler und Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck und NRW-Ministerpräsident Hendrik Wüst. Es herrschte laut Pressemeldung des Game – Verband der Deutschen Games-Branche Einigkeit über die große Bedeutung der Games-Branche als Wirtschaftsfaktor, Kulturgut und Innovationstreiber. Doch wie sieht diese »Einigkeit« in der Realität aus?

Es war nur ein Spiel

Die eigentliche Geburtsstunde digitaler Spiele ereignete sich Ende der 1950er Jahre. Amerikanische Universitäten waren zu dieser Zeit die ersten Einrichtungen, an denen junge Akademiker und Technikenthusiasten mit dem neuen Medium Computer experimentieren konnten. In dieser Pionierzeit entwickelte Student Steve Russell mit »Spacewar!« 1961 dann auch das erste Computerspiel. Diese ersten Gehversuche waren nur einem kleinen Publikum zugänglich, da sie ausschließlich auf teuren Universitätsrechnern liefen. Die eigentliche Ära der Computer- und Videospiele wurde von zwei Gründervätern eröffnet: Ralph Baer entwickelte mit der Magnavox Odyssey die erste Konsole, Atari-Gründer Nolan Bushnell folgte 1972 mit dem Videotennis »Pong«. Anfang der 1970er Jahre wurden Konsolen dann bereits regelmäßig mit entsprechender Spiele-Software versorgt.

Die Jahre ab Mitte der 1970er bis 1982 gelten als das »Goldene Zeitalter der Videospiele«. Dass sich daraus innerhalb weniger Jahrzehnte ein prosperierender Wirtschaftszweig, ein wichtiges Medium und

auch ein Kulturgut entwickeln würde, war damals nicht abzusehen. Es war nur eine andere Art zu spielen.

Für die Hälfte der Bevölkerung sind Games Kulturgut wie Bücher und Filme

Video- und Computerspiele gewinnen heute als Medium immer mehr an Bedeutung. Das ist ein zentrales Ergebnis einer repräsentativen Befragung im Auftrag des Digitalverbands Bitkom. Mehr als die Hälfte (53%) der Deutschen ab 16 Jahren spielt zumindest hin und wieder Videospiele. Unter den Jüngeren zwischen 16 und 29 sind es sogar 91 Prozent, bei den 30- bis 49-Jährigen 74 Prozent und bei den 50- bis 64-Jährigen 46 Prozent. In der Altersgruppe ab 65 Jahren spielt jede und jeder Fünfte (19%). 39 Prozent der Gamer sagen, sie können sich ein Leben ohne Video- und Computerspiele nicht mehr vorstellen. Für 51 Prozent der Gamer sind Video- und Computerspiele laut Umfrage ein gesellschaftliches Kulturgut wie Bücher, Filme oder Musik. Knapp die Hälfte (49%) der Gamer ist überzeugt, dadurch erlerne man wichtige Fähigkeiten für das reale Leben wie Teamfähigkeit, Reaktionsschnelligkeit oder strategisches Denken.

Eine zunehmende Rolle spielen Mobile Games: Vier von zehn Deutschen (37%) gehören zu den Mobile Gamerinnen und Gamern. Dabei ist Mobile Gaming ein Hobby für jedes Alter. Besonders hoch ist die Nutzung von Spiele-Apps unter den Ältesten: Denn rund jede bzw. jeder Dritte der Mobile-Games-Spielenden ist 50 Jahre alt oder älter (32%). Dieses große Interesse in den höheren Altersgruppen spiegelt sich auch im steigenden Durchschnittsalter der Fans von Spiele-Apps wider. Dieses liegt aktuell bei 38,9 Jahren und ist damit höher als bei Gamerinnen und Gamern anderer Plattformen. Bei den Jüngeren nutzt rund jede bzw. jeder Fünfte zwischen zehn und 19 Jahren (21%) Spiele-Apps. Eine weitere Besonderheit von Games für Handys und Tablets: Etwas mehr Frauen als Männer in Deutschland spielen Mobile Games: So liegt der Frauenanteil bei 52 Prozent und der Anteil der Männer bei 48 Prozent. Sehr hoch ist inzwischen der Anteil der 6- bis 13-jährigen Kinder in Deutschland. Laut KIM-Studie 2022 spielen 60 Prozent mehrmals in der Woche. Der Anteil der Kinder, die (fast) täglich Videospiele nutzen (23%), nimmt mit steigendem Alter der Kinder zu. Nur 29 Prozent verweigern sich dem Game-Boom.

Weltweit nutzt fast jeder zweite Bewohner Games

Das hohe Wachstum an der Game-Nutzung zeigt sich auch weltweit. So werden im Jahr 2023 rund 3,8 Milliarden Menschen weltweit Videospiele spielen, 8 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Diese Zahl wird bis 2024 weiter wachsen und so sollen nächstes Jahr vier Milliarden Gamer weltweit zu verzeichnen sein. Bei einer Weltbevölkerung von 8 Milliarden Menschen.

Die größten Märkte, bezogen auf den Absatz von Games, sind China mit 744,1 Millionen Spielern und 45,8 Milliarden Dollar Umsatz; die USA mit 209,8 Millionen Spielern und 45,0 Milliarden Dollar Umsatz; Japan mit 77,1 Millionen Spielern und 20,0 Milliarden Dollar Umsatz; Südkorea mit 34,1 Millionen Spielern und 7,9 Milliarden Dollar Umsatz und Deutschland mit 49,5 Millionen Spielern und 6,6 Milliarden Dollar Umsatz.

Zahlreiche Blockbuster-Spiele und die hohe Nachfrage nach Spielekonsolen haben auch den deutschen Games-Markt im ersten Halbjahr 2023 um 4 Prozent

wachsen lassen. Der Umsatz mit Games für PC, Spielekonsolen und Mobilgeräte stieg um 4 Prozent auf rund 2,7 Milliarden Euro. Mit Games-Hardware – hierzu zählen Spiele-PCs, Spielekonsolen und entsprechendes Zubehör – konnten rund 1,6 Milliarden Euro umgesetzt werden. Mit fast zehn Milliarden Euro Umsatz im Jahr 2022 ist die deutsche Games-Industrie die umsatzstärkste Kreativbranche, deutlich vor Film- und Musikindustrie. Inzwischen spielen fast zwei Drittel aller Deutschen Computer- oder Videospiele. Damit ist Deutschland der größte Computerspielemarkt in Europa und der fünftgrößte Markt weltweit.

Trotz des enormen Umsatzes des deutschen Games-Marktes, einschließlich der Hardware, von insgesamt 9,87 Milliarden Euro im Jahr 2022 ist der Anteil heimischer Spieleentwicklungen gering. Zuletzt lag er bei unter 5 Prozent. Zwar gibt es zahlreiche Unternehmensgründungen, heute bestehen insgesamt 908 Unternehmen, ein Zuwachs von 15,5 Prozent im Vorjahresvergleich, aber die sind viel zu gering, um international mithalten zu können. Bei der Mehrheit handelt es sich um Unternehmen, die mit der Entwicklung von Games beschäftigt sind. Sowohl als Spieleentwickler als auch als Publisher agieren insgesamt 411 Games-Unternehmen, und weitere 450 Firmen sind ausschließlich in der Spieleentwicklung aktiv. Positiv entwickelt sich auch der Trend bei den Beschäftigten. So steigt die Anzahl der Mitarbeiter bei Entwicklungsstudios und Publishern auf 11.992. Damit sind es knapp 7 Prozent mehr als noch 2022. Zusammen mit dem erweiterten Games-Arbeitsmarkt, zu dem unter anderem Beschäftigte bei Dienstleistern, im Handel, bei Bildungseinrichtungen, Medien und im öffentlichen Sektor zählen, sichert die Games-Branche in Deutschland damit deutlich mehr als 30.000 Arbeitsplätze.

Games-Branche mit Spillover-Effekt

Der Videospieleindustrie und ihrer Kundenschaft sind Herkunft und Tradition, anders als bei TV-Plattformen, anscheinend gleichgültig – mit Ausnahme von Japan oder Südkorea vielleicht. Wo ein Spiel entwickelt wurde, spielt für den Nutzer keine wesentliche Rolle. Zumal bei Großprojekten Studios aus unterschiedlichen Ländern zusammenwirken. Umgekehrt ist es Publishern und Entwicklern auch egal, wo der Umsatz entsteht. Die meisten Kunden des Regensburger Online-Rollenspiel-Herstellers Cipsoft sitzen z. B. in Brasilien. Doch wenn Games ein Kulturgut sind, müssen sie auch im gesellschaftlichen Kontext bewertet, privilegiert und gefördert werden, so wie Kinofilme, TV-Serien und Bücher. Auch Games vermitteln historische Sachverhalte, politische Botschaften und Werte. Und sie tragen in zunehmendem Maß zur Meinungsbildung bei.

In China beispielsweise erfolgte ein Verbot bestimmter Inhalte: Nachdem die chinesische Regierung erst die Online-Spielzeit für Minderjährige auf maximal drei Stunden pro Woche beschränkt hat, dürfen Videospiele in China jetzt nur noch bestimmte Inhalte besitzen – andere sind verboten. Konkret plant China einen staatlichen Boykott von Spielen, die »falsche Werte« vermitteln, wie z. B. Homosexualität.

Doch nicht nur der kulturell- und gesellschaftspolitische Aspekt ist wichtig, sondern auch der wirtschaftliche. Von der Games-Branche kann ein für die Wirtschaft wichtiger Spillover-Effekt ausgehen. Das heißt, dass die Ergebnisse und Erkenntnisse der Spieleentwicklung auch für andere Bereiche der Volkswirtschaft genutzt werden. Die Spillover-Effekte der Games-Branche erstreckten sich auf eine

Trotz des enormen Umsatzes des deutschen Games-Marktes, einschließlich der Hardware, von insgesamt 9,87 Milliarden Euro im Jahr 2022 ist der Anteil heimischer Spieleentwicklungen gering. Zuletzt lag er bei unter 5 Prozent

Vielzahl von Bereichen, von der Technologie über die Bildung bis hin zur Kultur, so Michael Kellner, Staatssekretär im Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz (BMWK), jüngst auf der Gamescom. Er nennt Gamification, also die Methode, anspruchsvolle Aufgaben spielerisch zu erleichtern. Beispiele hierfür sind Apps, mit denen Geflüchtete die deutsche Sprache erlernen können, oder die spielerische Darstellung von Aufgabenbearbeitung in der Verwaltung.

Games nur ein Kulturgut zweiter Klasse?

Die Gaming-Industrie hat maßgeblich zur Entwicklung und Verfeinerung verschiedener Technologien beigetragen. Grafikkarten, Prozessoren und andere Hardware-Komponenten wurden kontinuierlich verbessert, um den wachsenden Ansprüchen der Entwickler und Gamer gerecht zu werden, analysiert das Wirtschaftsmagazin Capital in seiner Berichterstattung über die weltgrößte Spielemesse. Die Folge seien merkliche Fortschritte bei medizinischer Bildgebung, bei Künstlicher Intelligenz und bei Virtual Reality. Der Hunger nach immer realistischeren Spielen habe die Leistungsgrenze der Hardware immer wieder verschoben und dabei innovative Lösungen gefunden, die andere Branchen übernommen hätten, schreibt Capital.

Zu den Arbeitsplätzen, die die Gaming-Industrie schafft, zählten nicht nur Softwareentwicklung und Grafikdesign, sondern auch Bereiche wie Marketing und E-Sport. Wer als Entwickler für Games gearbeitet hat, dem stehe eine Karriere auch in anderen Zweigen offen. »Immer wieder höre ich von Gaming-CEOs«, so Michael Kellner, »dass ihre Fachkräfte von der Industrie abgeworben werden«. Es bestehe ein regelrechtes Wettbieten um die Expertise und Erfahrung von Entwicklern.

Zu den Stärken der Games-Unternehmen gehören eigene Forschungs- und Innovationsabteilungen. Von Techniksimulationen über KI-Algorithmen bis zur Erprobung interaktiver Erzählformen sind Spiele eine Plattform für neue Technologien und Ideen. Auch für Bildung und Lernen sind Spiele zunehmend moderne Stoffvermittler. Serious Games und Bildungssimulationen werden verstärkt in Schulen und Unternehmen eingesetzt, um komplexe Vorgänge anschaulich zu präsentieren. Auch im Gesundheitswesen finden Gaming-Anwendungen ihren Platz. Sie werden genutzt, um Patienten zu informieren und zu motivieren. Darüber hinaus finden Virtual-Reality-Spiele für physiotherapeutische Zwecke Verwendung.

Umso wichtiger ist es, dass das unwürdige Spiel der Politik um eine angemessene Förderung aufhört und die deutsche Games-Branche eine finanzielle Unterstützung erhält, die der Filmwirtschaft vergleichbar ist. Zusammen verteilen Bund und Länder hier fast 600 Millionen Euro an Fördermitteln im Jahr, so Kulturstatsministerin Claudia Roth. Für Games betrug das Förderbudget in diesem Jahr 70 Millionen Euro, und es ist Mitte des Jahres, wie schon 2022, zu einem Antragsstopp gekommen. Und im Haushaltsentwurf der Bundesregierung für 2024 sind nicht einmal die seit Ende 2022 durch den Deutschen Bundestag zugesicherten 70 Millionen Euro für die Games-Förderung enthalten. Stattdessen wird das Games-Budget des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz (BMWK) auf lediglich 48,7 Millionen Euro abgesenkt. So werden Games zu einem Kulturgut zweiter Klasse.

Helmut Hartung ist Chefredakteur von medienpolitik.net

HANDBUCH GAMESKULTUR

Weitere Einblicke zum Thema Games liefert das »Handbuch Gameskultur«, herausgegeben von Olaf Zimmermann und Felix Falk: kulturrat.de/publikationen/handbuch-gameskultur

Sinn und Sammelleidenschaft

Porträt der Grisebach-Chefin Diandra Donecker

ANDREAS KOLB

Sammeln ist dem Menschen in die Wiege gelegt. Für frühe Jäger-und-Sammler-Gesellschaften ging es um die Existenz. In sublimierter Form ist dieser Urtrieb bis heute in den Menschen wach: Speziell wie Sammlerinnen und Sammler von Schallplatten, Briefmarken, Designerklamotten oder Käfern und Insekten kennt jeder. Warum aber Kunst sammeln? Ist das nicht nur eine exquisite Form, Geld sicherer anzulegen als auf der Bank? Mit diesen Fragen setzt sich jeder einmal auseinander, der in einem Auktionshaus Sammler betreut: Die Käuferinnen und Käufer sind Sammler, die Verkäuferinnen und Verkäufer sind Sammler, so wie die Auktionatorinnen und Auktionatoren auch oft genug selbst Sammler sind. Die Sammlerin, um die es hier geht, heißt Diandra Donecker. Seit 2019 ist Donecker

Das Auktionshaus Grisebach in Berlin gilt als umsatzstärkstes Auktionshaus für Klassische Moderne in Deutschland

Geschäftsführerin und Partnerin des Berliner Auktionshauses Grisebach und bildet seit Ende letzten Jahres gemeinsam mit Daniel von Schacky das Führungsduo. Donecker sagt: »Sammeln ist ein dem Menschen ganz eigener Sinn und Trieb. Im Sammeln formuliert man immer auch eine Idee von sich selbst.«

Das Auktionshaus Grisebach in Berlin gilt als umsatzstärkstes Auktionshaus für Klassische Moderne in Deutschland und ist Marktführer für die deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts. Auch bei Grisebach speist sich der Bestand eines Aktionshauses aus drei Quellen. Das sind: Tod, Schulden und Scheidung. Griffiger lässt sich das auf Englisch sagen, Death, Debts, Divorce, kurz: die drei D. Wer Kunst zur Auktion einliefert, will meist Liquidität schaffen. Oder man weiß als Auktionshaus über

gewachsene Beziehungen von im Verborgenen schlummernden Werken und spricht Besitzer im richtigen Augenblick darauf an. »Wir auf dem Sekundärmarkt bilden die Nachfragelage ab und sind keine Marktmacher, anders als etwa die Galerien im sogenannten Primärmarkt«, sagt Donecker.

Das Foto der jüngsten Führungskraft des deutschen Kunstmarkts war 2022 häufig in den Medien präsent. Wer ist diese Diandra Donecker? Wo kommt sie her, was ist ihr Movers? Recherchiert man zu Diandra Donecker, gibt die Google-Suche zur persönlichen Vita der Kunsthändlerin aber nur einen



Diandra Donecker, Geschäftsführerin des Berliner Auktionshauses Grisebach

Als Sammlerin, aber auch als Kunstliebhaberin und Kunstexpertin hat Diandra Donecker den Fokus stets auf Arbeiten auf Papier gelegt. Hier faszinierte sie die Vorstellung, dass »dieser Strich, diese Linie direkt aus der Hand fließt. Das ist so pur, wie es sich auf dem Blatt zeigt.« Eine Faszination, die dann durch ausgewählte Fotografien ergänzt wurde: »Ich habe wahnsinnige Freude an Porträts, an Bildern von Menschen. Das zieht mich magisch an, und ich frage mich: ›Wer ist das? Was hat die Person gedacht? Was ist das für ein Zeitpunkt?‹ So ist unter anderem mein privates Sammeln begründet. Es geht zunächst gar nicht um Wertsteigerung oder Werterhalt.«

einzigsten Satz her: »Diandra Donecker wurde 1988 in Frankfurt am Main als Tochter einer Kunsthistorikerin und eines Fotografen geboren.«

Also nachgehakt: Aufgewachsen ist sie in einer Familie, in der Bücher, Kunstmagazine, Fotos und Kunstwerke immer eine Rolle gespielt haben. »Meine Eltern sind keine Kunstsammler im eigentlichen Sinn, aber es gibt eine ganz große Liebe zum Bewahren von wertvollen Dingen und auch zum Ansammeln von Dingen. Ich bin sehr früh vertraut gewesen mit dem Wert von Objekten, die wir um uns hatten, die mit uns umgezogen sind und die wir immer als ganz wertvoll für uns schätzten.«

Doneckers Idee von Kultur ist auch geprägt durch die Reisen mit den Eltern in die Kunstmetropolen und den ausgiebigen Besuchen von Museen. Von Kunst umgeben zu sein ist selbstverständlich und macht schon dem Teenager Freude, sodass es ganz natürlich scheint, dass Diandra das gleiche Fach studiert wie ihre Mutter, nämlich Kunstgeschichte. Dass sie in ihrem nicht viel späteren Leben, nämlich bereits mit 29, Leiterin der Sektion Fotografie bei Grisebach in Nachfolge von Franziska Schmidt werden wird, ist sicher auch dem Einfluss ihres Vaters zuzuschreiben.

Blickt man auf ihre beruflichen Stationen, wie ihr Studium der Kunstgeschichte in München, das sie mit einer Magisterarbeit über niederländische Druckgrafik abschließt, die Zeit in der Print-and-Drawings-Abteilung im Metropolitan Museum Modern Art, ihre Hospitanzen und Volontariate z. B. bei Christie's in London und der Einstieg 2017 als Fotografieexpertin beim Kunsthaus Grisebach, dort seit 2019 als Geschäftsführerin in der Geschäftsleitung, dann drängt sich der Eindruck auf: Hier hat jemand sehr zielstrebig Karriere gemacht.

»Eigentlich tendiere ich dazu zu sagen, es ist irgendwie so passiert. Aber je mehr ich in letzter Zeit dazu gezwungen bin, über meine Arbeit zu sprechen und – wie etwa in unserem Interview für die Politik und Kultur – von außen auf mein Leben zu sehen, würde ich sagen, ich bin auf jeden Fall sehr zielstrebig gewesen – in dem Sinne, dass ich eine bestimmte Idee verfolgt habe.«

Diandra Donecker entscheidet sich noch vor dem Abitur, dass sie gern etwas machen möchte mit »Geschichte und entsprechendem Quellenstudium«. Dass diese »Quelle« das Bild wird, kristallisiert sich früh heraus. Ihre Interessen führen sie ruhelos in Praktika und Volontariate, sie will ins Ausland, möchte gern in einer Position sein, in der sie Dinge selbstständig und eigenverantwortlich auf die Beine stellen kann, und vor allem ist ihr wichtig, nicht ausschließlich in wissenschaftlichen, universitären und musealen Zusammenhängen zu stecken. Früh lotet sie auch die Dimension von Kaufen und Verkaufen aus.

Es gibt Karrieren, da muss man initiativ werden, und welche, da wird man anrufen. Donecker kennt beide

Seiten: »Können Sie sich vorstellen, die Abteilung zu leiten? Können Sie sich vorstellen, die Rede zu halten?« Mit einer Mischung aus Courage und Unternehmergeist, antwortet sie stets: »Ja, kann ich mir vorstellen.« Von Christie's aus bewirbt sie sich initiativ bei Grisebach, weil »es das Haus war in Deutschland, das ich am spannendsten fand. Mit dem damaligen Geschäftsführer Florian Illies war es ein Haus, was ganz stark in der Literatur und auch im 19. Jahrhundert verwurzelt war. Ich wiederum

Als Sammlerin, aber auch als Kunstliebhaberin und Kunstexpertin hat Diandra Donecker den Fokus stets auf Arbeiten auf Papier gelegt

kam aus der Welt der Alten Meister, der Welt des 16. bis 19. Jahrhunderts. Ich dachte ›Was ist das für ein toller Ort, wo ein Journalist und Autor der Geschäftsführer ist!‹ Im nächsten Schritt lernt sie Firmengründer und -inhaber Bernd Schultz kennen, für sie eine magische Person »mit so viel Wissen, so viel Ideenreichtum, immer mutig, immer auf Zack! Wow!«.

Nach 36-jährigem Bestehen des Auktionshauses Grisebach vollzog der 1941 geborene Firmengründer Bernd Schultz 2021 einen Generationenwechsel. Mit einem Anteil von 89,7 Prozent Hauptgesellschafter des Unternehmens mit über 50 Mitarbeitern, trennte sich Schultz von 79 Prozent und präsentierte seinen Stiefsohn Daniel von Schacky als seinen Nachfolger. Co-Chefin wurde Diandra Donecker. Mit diesem quasi familiären Übergang in eine neue, junge Doppelspitze scheint die Kontinuität im Auktionshaus Grisebach gesichert. Ob real im Auktionssaal oder digital bei den von Donecker initiierten »Timed Auctions«, genannt Online Only: Wer das Knistern der Versteigerung liebt, wen das Jagdfever des Kunstsammlers erfasst hat, für den wird es in der Berliner Fasanenstraße auch in der nächsten Ägide heißen: »Zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten, der Zuschlag geht an ...«

Andreas Kolb ist Redakteur von Politik & Kultur

Abgründe gut gemeinter Gedenkkultur

Die Umgestaltung des Bismarck-Denkmal in Hamburg

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Es ist lehrreich, auch schlechte Ausstellungen zu besuchen. Wo sonst könnte einem klarer werden, wie man etwas nicht machen sollte? Insofern war mein jüngster Gang ins Museum für Hamburgische Geschichte eine bereichernde Erfahrung. Denn dort war bis vor Kurzem die – jetzt lehne ich mich ausnahmsweise weit aus dem prophetischen Fenster – schlechteste Ausstellung dieses Jahres zu besichtigen. Sie zeigte die Ergebnisse eines künstlerischen Wettbewerbs zur Umgestaltung des Bismarck-Denkmal. So klein die Ausstellung war, so tief ließ sie einen in die Abgründe gut gemeinter Gedenkkultur schauen. Auch Menschen, die nicht aus Hamburg stammen, ken-

nen das monströse Bismarck-Denkmal bei der Reeperbahn. Alle wissen, dass es scheußlich ist. Trotzdem wurde es kürzlich mit zu vielen Euro-Millionen saniert. Parallel hatte sich eine Protestbewegung gesammelt. Ich weiß nicht, ob der Kolonialismus das Problematischste an Bismarck war. Mir fielen eher seine antisozialistischen und antikatholischen Feldzüge ein sowie sein autoritäres Politikverständnis. Doch nun war es eine kolonialismuskritische Interessengruppe, die eine Auseinandersetzung mit dem gerade aufgehübschten Monstrum einforderte. Also musste die Kunst ran: Ein Wettbewerb wurde ausgelobt.

Es ist schwer, die ausgestellten Einsendungen zu kritisieren oder sich über sie zu mokieren, weil sie sich geschlossen selbst zum Gespött machen. Was soll man zu Entwürfen sagen, die Bismarck eine Darth-Vader-Maske aufsetzen oder ihm ein Laserschwert in die Hand drücken, ihm eine »Knastträne« auf die Wange

»tätowieren« (als Zeichen seiner Schuld) oder bei ihm einen Tränenfluss einbauen, ihm einen »Friesen-nerz« überziehen oder einen riesigen Zahnstocher neben ihn stellen – mit der Begründung, dass dies Fragen »evozieren« werde. Ja, aber welche? Dass es offenkundig künstlerisch ambitionierte Menschen gibt, denen gar nichts peinlich ist? Einige Entwürfe wurden als so anstößig eingestuft, dass man sie nur über einen QR-Code auf dem eigenen Handy anschauen durfte. Beispielsweise einen, der Bismarck als »Indianerhauptling« darstellen und ihm ein Stirnband mit Feder auf dem Kopf setzen wollte. Da könnte man über den Rassismus von Antirassisten ins Sinnieren kommen, wenn es die Mühe wert wäre. Das ist es aber nicht. Allerdings war ich für diese neue Art von Triggerwarnung durchaus dankbar: Achtung, verstörende Dummheit!

Propos Dummheit: Es ist erstaunlich, wie wenig eigenes Nachdenken

in den Entwürfen steckt. Natürlich waren sie darin geübt, all die Modewörter aufzuführen, ohne die kein Förderantrag mehr auskommt: kritisch, partizipativ, interaktiv, immersiv, Intervention, Kontextualisierung. Aber dann fielen ihnen nur Platheiten ein. Irgendwann habe ich aufgehört zu zählen, wie viele eine Begegnung mit Bismarck »auf Augenhöhe« inszenieren



wollten. Ich staunte, wie oft dieses ausgelatschteste und verlogenste Wortklischee der Gegenwart von den vermeintlich kritisch-künstlerischen Geistern aufgerufen wurde. Aber ich erschrak, wie viele es wirklich eins zu eins umsetzen wollten, nämlich indem sie irgendwelche Gerüste konstruierten, auf denen die geneigte Öffentlichkeit hochklettern sollte, um dann Bismarck – ja, echt, leider – »auf Augenhöhe« zu begegnen.

So ist man zumindest dafür dankbar, dass die Jury den Wettbewerb ohne Ergebnis beendet hat. Das erfordert ein gewisses Maß an Urteilskraft und Mut. Man hat ja schon erleben müssen, dass bei ähnlichen Veranstaltungen der am wenigsten katastrophale Entwurf prämiert und dann auch realisiert wurde. So lernt man aus dieser grauenhaften Ausstellung immerhin eines: Kunst ist auch nicht immer die Lösung – vor allem nicht, wenn es um problematische Denkmäler geht.

Mit dieser negativen Lehre dürften einige kulturpolitisch Verantwortliche sogar zufrieden sein, konnten sie doch mit diesem – keineswegs überraschend – gescheiterten Wettbewerb einen Konflikt mit aktivistischen Gruppen ins Leere laufen lassen. Warum aber wurde von niemandem die entscheidende Frage gestellt, nämlich: Sollte man solch einen kolossalen Schandfleck nicht am besten einem kontrollierten Verfall preisgeben?

Johann Hinrich Claussen ist Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland

ZUR PERSON ...

Nora Hertlein-Hull wird neue Leiterin des Berliner Theatertreffens
Ab dem 1. Januar 2024 übernimmt Nora Hertlein-Hull die alleinige Leitung des Berliner Theatertreffens. Sie folgt damit auf das derzeitige Leitungsteam, bestehend aus Olena Apchel, Carolin Hochleichter und Joanna Nuckowska. Derzeit ist Nora Hertlein-Hull für die Lessingtage am Hamburger Thalia Theater verantwortlich. Dort ist sie seit 2018 fest engagiert und kuratiert das internationale Programm. Zudem ist sie seit 2021 Mitglied des Vorstands des deutschen Internationalen Theaterinstituts (ITI). Hertlein-Hull arbeitete als Tourneeregisseurin und Produktionsleiterin bereits bei verschiedenen Theatergruppen und Festivals, darunter das Nature Theater of Oklahoma in New York, Vegard Vinge und Ida Müller in Oslo/Berlin, die Salzburger Festspiele sowie Romeo Castellucci und die Schaubühne Berlin. Zuletzt wirkte sie als Kuratorin für das Performanceprogramm von Chemnitz als Europäische Kulturhauptstadt 2025.

Deutscher Schauspielpreis für Liv Lisa Fries und Gerhard Liebmann
In diesem Jahr erhalten die Darstellerin Liv Lisa Fries und der Darsteller Gerhard Liebmann den Deutschen Schauspielpreis. Fries wird mit der Auszeichnung für ihre Hauptrolle als Charlotte Ritter in der vierten Staffel der preisgekrönten Serie »Babylon Berlin« gewürdigt. Liebmann bekommt den Preis als Hauptdarsteller in dem Film »Eismayer«, in dem er einen Vizeleutnant spielt, der als härtester Ausbilder beim österreichischen Militär gilt und sich in einen jungen Soldaten verliebt. Der Schauspielpreis wird seit 2012 jährlich in mehreren Kategorien vom Bundesverband Schauspiel in Berlin vergeben.

Isabel Pfeiffer-Poensgen erhielt Deutschen Kulturpolitikpreis
Der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Bundeskulturverbände, hat am 21. September 2023 den Deutschen Kulturpolitikpreis an Isabel Pfeiffer-Poensgen, ehemalige parteilose Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, verliehen. Mit der Auszeichnung wurde das außergewöhnliche kulturpolitische Engagement von Isabel Pfeiffer-Poensgen gewürdigt. Von 1989 bis 1999 leitete sie die Musikhochschule in Köln, ab 1999 wirkte sie als Beigeordnete für Kultur und Soziales in Aachen und trat 2004 das Amt der Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder an. Von 2017 bis 2022 war sie Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen.

Gründungskommission für Deutsches Fotoinstitut steht fest
Kulturstaaatsministerin Claudia Roth, die nordrhein-westfälische Ministerin für Kultur und Wissenschaft Ina Brandes und der Düsseldorfer Oberbürgermeister Stephan Keller haben am 18. September 2023 die Gründungskommission für das Deutsche Fotoinstitut vorgestellt. Dem Gremium gehören folgende Personen an: Susanne Gaansheimer, Direktorin der Kunstsammlung NRW; Peter Gorschlüter, Direktor des Folkwang-Museums Essen; Felix Krämer, Generaldirektor des Kunstpallasts Düsseldorf; Katrin Pietsch, Restauratorin von der Universität Amsterdam; Christian Scheide-mann, Restaurator aus New York; Inka Schube, Kuratorin am Sprengel Museum Hannover und Moritz Wegwerth, Fotograf aus Düsseldorf.

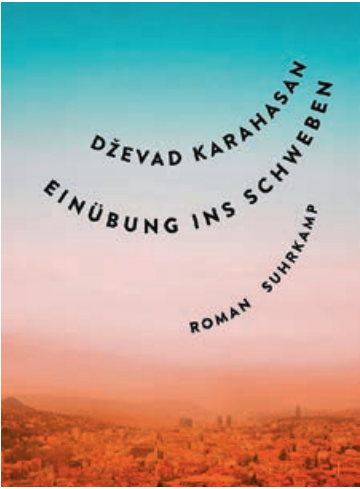
Krieg in Europa

Bosnien und Herzegowina im Jahr 1992

Mir ist nicht einmal der Krieg passiert, mir ist auch nicht die Belagerung Sarajevos passiert. Mir ist nur der Verlust meiner Stadt passiert, und der ist mir wirklich passiert.« Es ist 1992 in Bosnien und Herzegowina, die Hauptstadt wird von Bergen und bosnisch-serbischen Soldaten eingekesselt. Rajko Šurup, aus dessen Sicht »Einübung ins Schweben« erzählt, arbeitet als freier Poet und Übersetzer des walisischen Intellektuellen Peter Hurd, sein Freund und Lehrer. Als sich Peter nach einem Besuch in Sarajevo am Busbahnhof plötzlich dazu entscheidet, zu bleiben, schwindet seine Bewunderung schleichend. Peter sieht die beginnende Belagerung als Chance, sich in einer Grenzsituation und damit einhergehenden Freiheit wahrhaft kennenzulernen sowie die menschlichen Abgründe zu erforschen – anfangen bei Rajkos Familien- und Bekanntenkreis. Während die Menschen in Sarajevo Bewältigungsstrategien entwickeln und Rajko im Schwebzustand des Alltag gewordenen Krieges ausharrt, sieht er Peter immer seltener, der sich auf seinem Selbstfindungstrip in der Stadt herumtreibt, sich Männerfantasien und Drogen hingibt und langsam sich selbst und seinen Verstand verliert. Schonungslos und poetisch erzählt Dževad Karahasan von den Grauen der Belagerung, der menschlichen Psyche und absurden Situationen, die

sich aus dem Leben in einer von Scharfschützen und mit Granaten attackierten Stadt ergeben sowie den langen Phasen des Abwartens, Nichtstuns und Philosophierens: Welche Erfahrungen machen das Leben aus, und wie weit dürfen Menschen für diese gehen? Die fiktionale Geschichte stützt sich auf Karahasans eigene Erlebnisse während des Bosnienkriegs. Krieg in Europa liegt nicht allein in der Vergangenheit. Der mehrfach ausgezeichnete und bedeutende Autor der europäischen Gegenwartsliteratur starb 2023 im Alter von 70 Jahren, zuvor gelang ihm mit »Einübung ins Schweben« eine weitere Meisterleistung.
Sina Rothert

Dževad Karahasan. Einübung ins Schweben. Aus dem Bosnischen von Katharina Wolf-Grieffshaber. Berlin 2023



Lass uns streiten?!

Zur Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen

Was ist Streit? Auf welche Art und Weise streitet man? Wie kann das konstruktiv geschehen? Wo liegen die Grenzen des Sagbaren? Diesen Fragen und mehr haben die Franckeschen Stiftungen in Halle zum Anlass ihrer Jahresausstellung 2023 genommen. Unter dem Titel »Streit. Menschen, Medien, Mechanismen im 18. Jahrhundert und heute« ist sie bis zum 24. Februar 2024 am Franckeplatz 1 in Halle an der Saale zu sehen. Dabei gelingt es hervorragend, das Streiten der Gegenwart mit dem Streiten des Jahrhunderts der Aufklärung anhand ausgewählter Exponate und interaktiver Stationen in Beziehung zu setzen.

Passend dazu haben Claudia Weiß und Holger Zaunstöck, die das Kuratorenteam der Ausstellung leiten, einen zugehörigen Katalog herausgegeben, der auch fernab von Halle einen interessanten Einblick in das Thema Streit liefert.

Auf die Einführung von Zaunstöck und Weiß sowie von Gerd Schwerhof zum Begriff der Invektivität und den Streitkulturen der Frühen Neuzeit, die mit unserer jetzigen Zeit in Verbindung gesetzt werden, folgen Texte aus der Geschichts-, Medien- und Literaturwissenschaft sowie der Medienlinguistik und Kunstgeschichte. In einem ersten Teil wird Streit im 18. Jahrhundert in den Fokus gerückt: Lea Hagedorn widmet sich »Streithaften Bildern im 18. Jahrhundert«, während Stefan Borchers die eng mit Halle verbundene Auseinandersetzung um den Philosophen Christian Wolff, der in Konsequenz

eines Streitfalles 1723 aus der Saalestadt vertrieben wurde, aufrollt. Andreas Pečar konzentriert sich auf die Fürstenhöfe als Arenen aufgeklärter Streitkultur.

Zurück in die Gegenwart geht es im zweiten Teil des Ausstellungskataloges: Leef Hansen und Franziska Heller analysieren Screens als mediale Arenen und besprechen die Positionierung der Zuschauenden dabei. Akustischen Streitkulturen, insbesondere auch in der Musik, geht Anna Schürmer nach. Und selbstverständlich darf eine bekannte Streitarena in Deutschland nicht fehlen: das Fußballstadion, dem sich Simon Meier-Vieracker widmet.

Über Streit lässt sich nicht nur viel sagen, sondern auch viel lernen. Und die Franckeschen Stiftungen leisten einen wichtigen Beitrag dazu.
Theresa Brüheim

Claudia Weiß und Holger Zaunstöck (Hg.). Streit. Menschen, Medien, Mechanismen im 18. Jahrhundert und heute. Halle 2023



Das Bauhaus im Kontext

Kunstschulwesen in der Weimarer Republik

Wie unterscheidet sich das Bauhaus von anderen reformierten Kunstschulen der Weimarer Republik? In ihrem Buch »Das Bauhaus im Kontext. Kunst- und Gestaltungsschulen der Weimarer Republik im Vergleich« befasst sich Alexandra Panzert mit dieser Frage, indem sie die Entwicklungen im Kunstschulwesen der Weimarer Republik vorstellt und das Bauhaus innerhalb der Bestrebungen der Kunstschulreform kontextualisiert. Dafür vergleicht die Autorin die verschiedenen Kunstschulen der damaligen Zeit aufgrund ausgewählter Kriterien wie dem Verhältnis von »freier« und »angewandter« Kunst, der Rolle der Architektur und des Handwerks sowie der Öffentlichkeitsarbeit, um die Besonderheiten und Alleinstellungsmerkmale hervorzuheben. Die Entstehung der Weimarer Republik 1919 bedeutete für den künstlerischen Bereich einen Neuanfang, denn eine Reihe von programmatischen und organisatorischen Reformen über die künstlerische Ausbildung und die Denkweise wurde eingeführt. Parallel zum Bauhaus entwickelten sich in Deutschland andere Kunst- und Gestaltungsschulen wie die Burg Giebichenstein und die Frankfurter Kunstschule. Vor allem betrafen die neuen Denkrichtungen das Verhältnis von Handwerk und Kunst, die Praxisnähe sowie die Bedeutung der Architektur. Demnach geht es auch darum, zu verstehen, warum das Bauhaus sich von den anderen

künstlerischen Strömungen dieser Zeit abgrenzte und heute als eine der wichtigsten kulturellen Institutionen des 20. Jahrhunderts in Deutschland gilt. Mit »Das Bauhaus im Kontext« gibt Alexandra Panzert einen sehr ausführlichen Überblick über die verschiedenen Kunst- und Gestaltungsschulen der Weimarer Republik und ermöglicht es, das Bauhaus in Verbindung mit anderen Kunstbewegungen dieser Epoche neu zu denken.
Audrey Fricot

Alexandra Panzert. Das Bauhaus im Kontext. Kunst- und Gestaltungsschulen der Weimarer Republik im Vergleich. Berlin 2023



Ex oriente lux

Reisen auf Schliemanns Spuren

Heinrich Schliemann dürften viele kennen und ihn vor allem mit dem legendären Troja Homers oder dem Schatz des Priamos in Verbindung bringen. Dass der Kaufmann und Autodidakt in seiner zweiten Lebenshälfte weite Expeditionen in Asien unternommen hat, vermittelt der Herausgeber Umberto Pappalardo, Professor für Klassische Archäologie in Neapel, nun durch Schliemanns persönliche Briefe und Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1858 bis 1888, die bislang unveröffentlicht geblieben sind. Die 150 zeitgenössischen Illustrationen – handkolorierte Holzschnitte, sepiafarbene Fotografien von Ausgrabungsstätten, Tagebucheinträge im Original, Aquarelle, Skizzen und Lithografien – ergänzen die Texte, die das Sprachgenie Schliemann in der jeweiligen Sprache des Landes (sechs an der Zahl) aufgeschrieben hat, auf höchst anschauliche und fesselnde Weise. So begibt sich der Leser mit Schliemann, mit Anfang 30 Jahren bereits ein Millionär, auf vier Reisen nach Ägypten, in den Nahen Osten und nach Griechenland und erlebt fast hautnah seine Rastlosigkeit sowie seinen schier unbändigen Pioniergeist, seine Entdeckungsfreude, seinen Wissensdurst und seine absolute Homer-Gläubigkeit. Ob er damit wirklich glücklich geworden ist, erfährt der Leser nicht. Seine Aufzeichnungen dokumentieren seine innere Unruhe, ja geradezu Besessenheit von fremden Kulturen und ihrer Hinterlassenschaften – den Spaten und sein Tagebuch immer griffbereit. Wenn man Schliemanns Handschrift betrachtet und die verschiedenen Sprachen, dann lässt sich sehr gut nachvollziehen, warum erst jetzt diese Tagebuchaufzeichnungen zugänglich gemacht wurden. Die packende Lektüre dieses wahren Prachtbandes ist

empfehlenswertes Kino für den Kopf: Mit einem herausragenden Dokumentarfilm über ein bewegtes Leben eines außergewöhnlichen Menschen, der vielmehr Globetrotter und stümperhafter Ausgräber als akribischer Wissenschaftler war, über seine Gefühle und seine Zeit, das 19. Jahrhundert.
Thomas Schulte im Walde

Umberto Pappalardo. Heinrich Schliemanns Reisen. Tagebücher und Briefe aus Ägypten und dem Vorderen Orient. Zaberns Bildbände zur Archäologie Band 65. Darmstadt 2021



PERSONEN & REZENSIONEN

Politik & Kultur informiert über aktuelle Personal- und Stellenwechsel in Kultur, Kunst, Medien und Politik. Zudem stellen wir in den Rezensionen alte und neue Klassiker der kulturpolitischen Literatur vor. Bleiben Sie gespannt – und liefern Sie gern Vorschläge an redaktion@politikkultur.de.

Politik & Kultur



Fernweh

Zum Lebensgefühl von Menschen

OLAF ZIMMERMANN

Dicke Atlanten, Reisebeschreibungen, Bildbände all diese habe ich schon immer gerne gewälzt, lasse mich inspirieren und schwelge darin, doch mal nach A oder B zu reisen. In der Realität bin ich, ehrlich gestanden, ein ziemlicher Reisemuffel. Die Planung, das Studieren möglicher Reiseorte, das Abwägen und nicht zuletzt das genaue Erkunden der Vor- und Nachteile faszinieren mich am meisten. Von der Reise selbst halten mich sehr oft die langen Wege, womöglich noch in einem viel zu engen Flugzeug ab. Manchmal reise ich einfach beim Schauen durch das kleine Teleskop auf meinem Balkon, vom Jupiter über den Saturn direkt in den Orionnebel.

Doch auch als Reisemuffel war ich schon zweimal auf der anderen Seite der Welt in Australien und hatte das Privileg, viele Länder in Europa und den Nahen Osten bereisen zu dürfen. Die Möglichkeit zu reisen für (fast) jedermann besteht noch nicht sehr lange. Über einen langen Zeitraum hinweg war das Reisen den höheren Ständen oder Gesellschaftsschichten vorbehalten. Die Kavaliereisen der jungen Adligen, in denen sie andere Lebenswelten kennenlernen und sich »Hörner abstoßen« sollten, waren eine Form des Reisens. Eine andere die Künstlerreisen. Legendar ist Goethes (1749-1832) »Italienische Reise«. Goethe besuchte den

Sehnsuchtsort damaliger bildender Künstler und Schriftsteller. Diese Reise eröffnete ihm neue Welten, und sein Stil veränderte sich nachdrücklich. Er steht mit dieser Reise in einer Tradition der Bildungsreise, die in der Literatur im bürgerlichen Realismus vom Bildungsroman aufgegriffen wurde. Egal, ob Gottfried Kellers (1819-1890) »Grüner Heinrich« oder Adalbert Stifters (1805-1868) »Nachsommer«, um nur zwei Beispiele zu nennen, stets sind es die Reisen und die dabei gesammelten Erfahrungen, die die Protagonisten zum Mann werden lassen. Sie ähneln damit in gewisser Hinsicht den mittelalterlichen »Artus-Romanen«, in denen es um die Reifung des

Lange Zeit war das Reisen den höheren Ständen oder Gesellschaftsschichten vorbehalten

Protagonisten geht. Egal, ob »Erec« oder »Iwein«, ob »Parzival« oder »Tristan«, stets stehen die Helden vor der Aufgabe, ihren angestammten Sitz zu verlassen, eine »Aventure« zu bestehen, geläutert und gereift zurückkehren. Ähnlich dem listigen Odysseus, der

erst nach zehnjähriger Fahrt verbunden mit zahlreichen Abenteuern von der siegreichen Schlacht um Troja zurückkehrte. Ganz anders Theodor Fontanes (1819-1898) »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Sie erschließen den Nahraum von Berlin. In Fontanes Romanfiguren wird der Unterschied männlicher und weiblicher Lebenswelten am Reisen und damit der Welterschließung deutlich. Man denke nur an Effis Furcht vor dem Chinesen in »Effi Briest«. Madame de Staël (1766-1817) ist ein Gegenbeispiel. Sie bereiste Deutschland. Ihr Buch »Über Deutschland«, das im napoleonischen Frankreich verboten war, zeigt ein idealisiertes Deutschlandbild. Eine andere Form der Reiseliteratur schuf Annemarie Schwarzenbach. Sie bereiste beispielsweise Persien und Afghanistan. Ihre Fotografien und schriftstellerischen Berichte legen Zeugnis von der Faszination ab, die diese unbekannten Welten auslöste. Konnte Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) als Industriellentochter ökonomisch abgesichert reisen, machte sich Friedrich Gerstäcker (1816-1872) als »Abenteurer« auf den Weg. Im Jahr 1837 reiste er erstmals in die Neue Welt und schlug sich mit verschiedenen Arbeiten durch. Besonders sagte ihm das Leben als Jäger zu, bei dem er die Weiten des seinerzeit in Europa noch weitgehend unbekannten Kontinents durchstreifte. Zurückgekehrt nach Deutschland veröffentlichte er 1843 seine ersten Werke und begründete damit seinen schriftstellerischen Erfolg. Dank dieses Erfolgs konnte er weitere Reisen nach Nord- und Südamerika bis nach Australien antreten. Ganz anders Karl May, in dessen Werk Reisen eine immense

Rolle spielen, der aber selbst nie einen Fuß in die beschriebenen Welten setzte. Weder war er in Nordamerika, wo seine Romane rund um Winnetou und Old Shatterhand spielen, noch im wilden Kurdistan. Seine Beschreibungen entspringen der Literatur und vor allem seiner Fantasie.

Fernweh scheint ein Lebensgefühl von Menschen zu sein

Die Literatur ist reich an Beispielen von Fernweh und der Entdeckung unbekannter Welten. Dabei geht es sehr oft zum einen um die Beschreibung der wahrnehmbaren neuen Umgebung und zum anderen um die innere Entdeckungsreise, um das Finden von sich selbst. Mit Büchern wie »100 Gramm Wodka«, »Tel Aviv – Berlin« oder »König der Hobos« verbindet Fredy Gareis (geb. 1975) den Reiz des Abenteuers mit persönlichen Erlebnissen auf moderne Weise.

Doch nicht nur in der Literatur spielt Reisen eine wichtige Rolle. Das Reisen spiegelt sich ebenso in der Fotografie, in Zeichnungen oder Bildern. Künstler, die im 18. und 19. Jahrhundert auf Reisen gingen, hielten das Erlebte nicht nur in Worten, sondern ebenso in Zeichnungen und Bildern fest, oder sie brachten Exponate von ihren Reisen mit, die heute auf ihre Provenienz untersucht werden. Ein besonderer Reisender darf in diesem Kontext

nicht unerwähnt bleiben: Alexander von Humboldt (1769-1859). Seine Reisen nach Süd- und Nordamerika sowie Zentralasien waren keine Abenteuer-, sondern Forschungsreisen. Humboldt ging dabei bis an den Rand seiner körperlichen Belastbarkeit.

Mit dem Fernsehen entstanden neue Formen von Reisen und Gattungen. Die Reisereportage, sei es mit dem Zug oder anderen Verkehrsmitteln, ist eine eigenständige Form. Legendar sind für mich persönlich nach wie vor die Reportagen von Gerd Ruge (1928-2021), Fritz Pleitgen (1938-2022) oder auch Klaus Bednarz (1942-2015), in denen nicht nur Landschaften, sondern ebenso Menschen und Lebensweisen vorgestellt wurden. Das Besondere daran ist, dass sie nicht die Reisenden, sondern die Reise in den Mittelpunkt stellten.

Für den Kulturbereich nicht außer Acht zu lassen sind ferner die Städtereisen, die von einem Miteinander von touristischen Zielen und Kulturgenuss geprägt sind.

Fernweh scheint ein Lebensgefühl von Menschen zu sein. Bei den einen ist es so stark, dass sie tatsächlich in die Ferne ziehen müssen, bei den anderen reichen ein mitreisendes Buch, Fotos oder Filme – oder der Blick durchs Teleskop. Egal, zu welcher Kategorie Sie gehören, lassen Sie sich auf den nächsten Seiten mitnehmen auf Reisen.

Ich danke dem Kultur- und Reisejournalisten Jürgen König, der uns auf die Idee gebracht hat, das Reisen zum Schwerpunkt dieser Ausgabe zu machen, und der uns intensiv beraten hat.

Olaf Zimmermann ist Herausgeber von Politik & Kultur und Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates

Unterwegs!

Eine (sehr) kurze Geschichte des Reisens

JÜRGEN KÖNIG

Unterwegs war die Menschheit immer. Zu Fuß auf der Suche nach Schutz vor Regen und Schnee, Kälte und Hitze, nach Nahrung, nach Weideplätzen für die Tiere. Auf dem Wasser in Einbäumen, in Booten aus Rinde, aus Schilfbündeln, aus Tierfellen über einem Gerüst von Ästen, auf Baumstämmen, die man zu Flößen zusammenband. All dies wurde gerudert – die Kraft des Windes entdeckte man erst vor rund 7.000 Jahren, vermutlich in Ägypten. Dort wurden wohl auch die ersten seetüchtigen Schiffe gebaut – um 3.000 v. Chr.

Die Schiffe der Griechen waren schon bis zu 30 Meter lang. Abgesehen von der verbreiteten Piraterie waren Reisen übers Meer komfortabler als über Land: Die Straßen waren schlecht und durch Wegelagerer unsicher, die Herbergen eng und schmutzig. Phönizische Händler waren die Ersten, die das Mittelmeer verließen und die afrikanische Küste entlang bis zum Senegal segelten, nordwärts bis nach England. Die römischen Galeeren waren schon über 50 Meter lang, mit ihnen unternahm, wer es sich leisten konnte, Bildungsreisen ins alte Griechenland. Badereisen kamen in Mode: Thermal- und Schwefelbäder boten nicht nur Heilung, sondern auch Erholung

straffrei wurden und auf der Suche nach einem neuen Leben waren – oder auch nur nach neuer Beute. Das Mittelalter kennt spektakuläre Reisen – etwa die von Marco Polo, dessen Vater ihn 1271 mit nach China nahm. Erst nach 24 Jahren und einem Reiseweg von rund 40.000 Kilometern kehrte Marco Polo 1295 nach Venedig zurück – wo man ihn längst für tot erklärt hatte. China war zu jener Zeit ein hoch entwickeltes Land, chinesische Schiffe hatten bis zu neun Masten, waren bis zu 140 Meter lang und in der gesamten damals bekannten Welt unterwegs. Nichts blieb von ihnen übrig – spätere Kaiser schotteten das Land radikal ab. Schiffe, Logbücher, Karten, Reiseaufzeichnungen wurden verbrannt. Gegen die nautischen Künste der Chinesen muten die Entdeckungsfahrten des Kolumbus von 1492 bescheiden an. Seine Flotte bestand aus drei Karavellen, Dreimastern

Auch die frühesten Formen einer Art von Tourismus finden sich im alten Ägypten, ab etwa 1.500 v. Chr. Zu dieser Zeit waren die Monumente der Pharaonen, ihre Grabmäler, Pyramiden und Tempel, schon über tausend Jahre alt

und Liverpool. In Deutschland war man 1835 so weit. Der erste Zug verband Nürnberg mit dem sechs Kilometer entfernten Fürth. Das revolutionär Neue der Eisenbahn waren die niedrigen Fahrpreise. Zum ersten Mal war das Reisen kein Privileg der Oberschicht mehr, konnte ein großer Teil der Bevölkerung regelmäßig unterwegs sein; vor allem Freizeitreisen, da für alle erschwinglich, kamen schnell in Mode. Mit den offenen Waggons für die 3. und 4. Klasse war es bald vorbei, die Außentüren der Abteile, die nur vom Bahnsteig aus zu öffnen waren, wurden ersetzt durch den D-Zug, den »Durchgangszug«. Fortan konnte man sich im Zug frei bewegen. Die internationalen Salonzüge etwa der »Compagnie Internationale des Wagon-Lits« wurden zum Inbegriff des Luxus, der legendäre »Orient-Express« bestand zunächst nur aus Schlaf- und Speisewagen; ab 1883 verband er Paris mit



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Als Anwohner eines großen und sehr gut schiffbaren Flusses hatten die Ägypter die besten Voraussetzungen dazu. Dass es ein Wander- oder Reisetrieb war, der die Menschen in Bewegung setzte, lässt sich nicht belegen. Sicher ist, dass das Reisen von Anfang an ein universales, globales Phänomen war. Sicher ist auch, dass es jahrhundertlang gefährlich war, außerordentlich mühsam und sehr teuer. So brauchte es wahrlich gute Gründe dafür, den Schutz seiner Wohnung, seines Dorfes, seiner Stadt aufzugeben und sich auf den Weg zu machen. Zwischen Tigris und Euphrat entstanden ab 4.000 v. Chr. die ersten Städte, verbunden durch reitende Boten. Wer das Rad erfunden hat, lässt sich nicht sagen: Die ersten Fahrzeuge aber stammen aus dieser Zeit – die frühesten Beispiele sind bei den Sumerern bezeugt: von Ochsen gezogene schwere Kästen auf vier massiven Rädern. Gefundene Tonmodelle lassen darauf schließen, dass es seit etwa 2.500 v. Chr. gedeckte Wagen gab: So konnten Regierungsbeamte schon bequem reisen; Kaufleute zogen von Markt zu Markt, zu den heiligen Stätten pilgerte das ganze Volk – es waren politische, geschäftliche und religiöse Gründe zunächst, die die Menschen in Bewegung setzten. Auch die frühesten Formen einer Art von Tourismus finden sich im alten Ägypten – ab etwa 1.500 v. Chr. Zu dieser Zeit waren die Monumente der Pharaonen, ihre Grabmäler, Pyramiden und Tempel, schon über tausend Jahre alt: Zeugen einer großen Vergangenheit, verehrungswürdige, heilige Orte. Und mancher machte sich auf den Weg, um dort zu beten – oder aus purer Neugier.

und Vergnügen. Am Golf von Neapel war Baiae bekannt für seine Quellen und wurde eine Art »römisches St. Tropez«. Caesar und Cicero ließen sich dort prächtige Villen bauen und eben nicht nur sie. Wer etwas auf sich hielt in Rom, verbrachte den Sommer in Baiae. Das römische Straßennetz wurde schnell berühmt: Sagenhafte 300.000 Kilometer umfasste es, davon waren rund 80.000 Kilometer steingepflasterte Fernstraßen. Sie machten weite Reisen zu Land möglich. Paulus von Tarsus etwa legte als »Apostel Paulus« zwischen 47 und 56 n. Chr. rund 16.000 Kilometer zurück. Als im Jahr 313 der römische Kaiser Konstantin durch ein Toleranzedikt den christlichen Glauben anerkannte, begannen Christen, ins Heilige Land zu pilgern – Kaiserinmutter Helena war die Erste, die sich 326 auf den Weg machte, Jerusalem war das Ziel und die reisende Dame 76 Jahre alt. Pilgerreisen konnten Jahre dauern, waren sehr teuer und blieben also lange dem Adel vorbehalten. Später kamen wohlhabende Kaufleute hinzu, die von Venedig mit dem Schiff ins Heilige Land fuhren. Oder man pilgerte zu Fuß: etwa zum Grab des Apostels Jakobus d. Ä. in Santiago de Compostela – ein Pilgerziel noch heute. Die Kreuzzüge zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert brachten für viele in der Bevölkerung erste »Reiseerfahrungen« mit sich, den bewaffneten Kreuzrittern schlossen sich auch Nichtkämpfer an: Frauen und Männer, die auf das Ende der Leibeigenschaft hofften, das der Papst den Kreuzzugsteilnehmern versprochen hatte, Geistliche, Alte und Arme, auch Kriminelle, die durch ihr Kreuzzugsgelübde

von geringem Tiefgang und nicht einmal 30 Meter Länge. Die europäischen Entdeckungsreisenden in der Nachfolge des Kolumbus wurden schnell zu Eroberern, die vor allem eines im Sinn hatten: Gold zu finden, Reichtümer jedweder Art. Erst im 18. Jahrhundert änderte sich das langsam, doch selbst wo eine Reise ausdrücklich Forschungszwecken diente, spielten politische und wirtschaftliche Fragen immer auch eine Rolle. James Cook etwa nahm auf seinen drei Südseereisen für die britische Krone wie nebenbei neue Gebiete in Besitz, obwohl er vor allem aus wissenschaftlichen Gründen unterwegs war. Den Pazifischen Ozean kartografierte er genauer als jeder andere vor ihm; 1771 stieß Cook immer weiter nach Süden vor und konnte den seit Jahrhunderten legendenumrankten »Südkontinent« nachweisen: als unbewohnbare Eiswüste. Im 18. Jahrhundert war die Reiselust besonders groß. Schon während der Renaissance war die »Grand Tour«, die »Große Reise«, für junge Herren des europäischen Adels obligatorisch geworden; nun kamen die Vertreter des gehobenen Bürgertums hinzu. Bei diesen Bildungsreisen per Kutsche nach Italien, Frankreich oder Spanien ging es um Charakter- und Herzensbildung, dazu erschien eine Reise ideal: in ungewohnter Umgebung bei fremden Menschen auf sich allein gestellt zu sein. Auch Goethe reiste nach Italien, empfand den Aufenthalt in Rom als eine »Wiedergeburt«. Die Erfindung der Eisenbahn sollte das Reisen und damit die Wahrnehmung der Welt völlig verändern. 1830 wurde die erste Strecke eröffnet: zwischen Manchester

Konstantinopel, dem heutigen Istanbul. Hotels lockten mit heute kaum noch vorstellbarem Komfort: ein »Goldenes Zeitalter« des Reisens, noch heute immer wieder neu dokumentiert (und verklärt) in prächtigen Bildbänden. Auch per Schiff ließ es sich sehr luxuriös reisen. Seit 1840 gab es regelmäßige Verbindungen von Europa nach Nordamerika, insbesondere für Auswanderer – die allerdings tief im Inneren des Schiffes in der 5. Klasse reisten: Frauen und Männer in getrennten Kabinen für jeweils bis zu 15 Personen. Im 20. Jahrhundert kamen das Auto, der Zeppelin und das Flugzeug hinzu – allesamt teure Reisevergnügen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Auto zunehmend zum Massenverkehrsmittel – und zum Statussymbol. In Scharen fuhren die Bundesdeutschen zum Italienurlaub über die Alpen, während die zunehmende Unmöglichkeit des Reisens bei den DDR-Bürgern die Liste der Sehnsuchtsorte immer länger werden ließ. Heute ist das Reisen zur Selbstverständlichkeit geworden – so sehr, dass manche Urlauber in manchen Gegenden schon nicht mehr erwünscht sind. Barcelona, Venedig, Dubrovnik, Amsterdam leiden unter »Overtourism«, denken über Eintrittsgebühren für Tagestouristen nach. Abhilfe schaffen dürfte das nicht wirklich – die Reiselust hat etwas Hartnäckiges. Unterwegs war die Menschheit immer. 17 Menschen reisten schon einzig zu ihrem Vergnügen in den Weltraum. Und die Warteliste für die Reise ins All ist lang.

Jürgen König ist Autor sowie Kultur- und Reisejournalist

Reisen muss demokratisch bleiben

Reisewirtschaft im Wandel: Trends, Tendenzen und Herausforderungen

NORBERT FIEBIG

Die Deutschen wollen wieder reisen – und das tun sie auch wieder. Trotz der vielen Unwägbarkeiten durch den Krieg in der Ukraine und die hohe Inflation steht Reisen auf der Konsumwunschliste der Deutschen ganz oben. Der Nachholbedarf nach mehr als zwei Jahren Corona ist groß. Die Top-3-Reiseziele im Sommer – Spanien, Türkei und Griechenland – verdeutlichen die Sehnsucht der Deutschen nach sonnigen Mittelmeerzielen. Während Spanien mit den Balearn, Kanaren und dem Festland weiterhin führend ist, liefern sich die Türkei und Griechenland ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Auch Kreuzfahrten und Fernreisen werden wieder stärker in den Reisebüros und auf den Onlinereiseportalen gebucht.

Wichtige Faktoren in der heutigen Reisewirtschaft sind außerdem die Sicherheit und der Schutz der Reisenden, insbesondere in Krisensituationen

Diese positive Entwicklung spiegelt sich auch in den Buchungszahlen wider, die für den Sommer ein deutliches Umsatzplus im Vergleich zur Sommersaison 2019 verzeichnen. Die Deutschen haben ihre Reiselust wiederentdeckt und sind bereit, in ihren Urlaub zu investieren. Schon jetzt gehen zahlreiche Urlaubswünsche für die kommende Saison ein. Nach den für die Reisebranche überaus harten Coronajahren, stellt sich mehr und mehr Normalität ein. Was dabei jedoch nicht unbeachtet bleiben darf, ist die Tatsache, dass insgesamt weniger Menschen verreisen. Das muss die Reisewirtschaft im Blick haben, denn diese Entwicklung gefährdet, wenn sie sich fortsetzen sollte, die Demokratisierung des Reisens, die wir in den letzten Jahrzehnten gesehen haben. Menschen mit mittlerem Einkommen müssen sich auch in Zukunft den Urlaub leisten können.

Reisen mit schützender Hand

Bedingt durch die Coronapandemie mit großer Unsicherheit rund ums Reisen, ist eindrücklich die starke Rückkehr zur Pauschalreise zu beobachten. Besonders Familien mit Kindern, die auf die Ferienzeit angewiesen sind, haben in diesem Jahr außerdem die Vorteile von Frühbucherangeboten (wieder-)erkannt. Das bringt nicht nur finanzielle Vorteile, sondern auch Buchungssicherheit. In diesem Kontext hat sich auch das All-Inclusive-Konzept neu etabliert. Reisende schätzen die Möglichkeit, ihre Ausgaben besser planen zu können und während des Urlaubs nicht mit unerwarteten Kosten konfrontiert zu werden. Dies ist insbesondere für Familien und Reisende mit begrenztem Budget von großem Interesse.

Wichtige Faktoren in der heutigen Reisewirtschaft sind außerdem die Sicherheit und der Schutz der Reisenden, insbesondere in Krisensituationen. Veranstalterorganisierte Reisen gelten als die sicherste Reiseform, da sie im Falle von Problemen alternative Unterkünfte oder – sofern notwendig – die vorzeitige Rückreise organisieren.



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Die Reisenden haben somit immer eine schützende Hand dabei. Im Gegensatz dazu müssen Reisende, die individuell das Hotel oder den Flug direkt buchen, in solchen Situationen selbst für sich sorgen. Die Pauschalreise bietet somit eine bessere Absicherung, was gerade in Zeiten von Unsicherheit stark nachgefragt wird.

Bewusstsein für Nachhaltigkeit und Klimaschutz im Fokus

Neben diesen positiven Entwicklungen in der Reisewirtschaft rücken auch die Themen Klimaschutz und Nachhaltigkeit immer stärker in den Fokus. Reisende sind zunehmend sensibilisiert für die Auswirkungen ihrer Reisen auf die Umwelt. Obwohl aktuell noch keine breite Nachfrage nach nachhaltigen und klimaschonenden Reisen besteht, ist sich die Branche der Herausforderung bewusst und stellt sich klar ihrer Verantwortung. Die transparente Kommunikation eines einheitlichen CO₂-Fußabdrucks der kompletten Reise kann und soll dazu beitragen, Reisende noch stärker zu sensibilisieren. Schon bald werden Klimaschutzaspekte zu einem wichtigen Wettbewerbsfaktor bei der Wahl des Reiseanbieters werden.

Die schrittweise Reduzierung und der Verzicht auf fossile Brennstoffe sind entscheidend für die CO₂-neutrale Mobilität, denn perspektivisch ist klimaneutrale Mobilität ohne Alternative. Nur so ist die Freiheit des Reisens dauerhaft zu sichern. Erneuerbare Energien müssen verstärkt genutzt werden, um diese Ziele zu erreichen. Hier sind politische und finanzielle Unterstützung sowie internationale Zusammenarbeit notwendig. Die Politik spielt dabei eine wichtige Rolle in der Gestaltung der Rahmenbedingungen, um diese Prozesse zu unterstützen.

Verantwortungsvoller Tourismus kann viel bewegen

Die Reisewirtschaft steht jedoch auch vor der Herausforderung, Klimaschutzaspekte in Einklang mit wirtschaftlichem Wachstum und der Schaffung von Arbeitsplätzen in den Zielgebieten zu bringen. Denn Nachhaltigkeit ist nicht nur Klimaschutz, sondern die Balance zwischen ökologischen, ökonomischen und sozialen Aspekten. Neben der ökologischen hat die Branche dementsprechend auch eine soziale Verantwortung. Zwei Drittel der Deutschen verbringen ihren Urlaub Jahr für Jahr im Ausland.

Damit ist die Reisewirtschaft der mit Abstand schlag- und finanzkräftigste »Entwicklungshelfer«. Die wirtschaftlichen Effekte des Tourismusgeschäfts liegen weit über den von allen Staaten der westlichen Welt bereitgestellten Entwicklungshilfegeldern. Tourismus

Reisen war wohl noch nie so wichtig wie heute: Reisen verbindet Menschen und Nationen, stabilisiert sich entwickelnde Volkswirtschaften, ist Jobmotor, erweitert Horizonte und dient der Verständigung

ist der Jobmotor in Schwellen- und Entwicklungsländern und gibt dort Millionen Menschen ein festes Einkommen und damit eine Perspektive.

Über zehn Prozent der weltweiten Wirtschaftsleistung und ca. 330 Millionen Arbeitsplätze entstehen durch den

Tourismus. Gleichzeitig ist er dabei in vielen Urlaubsdestinationen Treiber für Umwelt- und Naturschutz: Die Gäste wollen eine intakte Flora und Fauna erleben. Damit ist die Reisewirtschaft ein starker Partner der Politik, und das ist ein gutes Fundament für weitere Kooperationen mit Entwicklungsministerium und Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit.

Es ist Aufgabe von Politik, Wirtschaft und den Reisenden, die Lebensgrundlage unserer Gesellschaft zu sichern und die Intaktheit der Umwelt sowie die natürlichen Ressourcen der Erde zu schützen. Gemeinsam lässt sich eine noch stärkere Wirkung erzeugen.

Reisen – so wichtig wie nie

Reisen war wohl noch nie so wichtig wie heute: Reisen verbindet Menschen und Nationen, stabilisiert sich entwickelnde Volkswirtschaften, ist Jobmotor, erweitert Horizonte und dient der Verständigung. Reisen bereichern das Leben und tun viel Gutes in der Welt. Das muss und das wird auch in Zukunft so bleiben.

Norbert Fiebig ist Präsident des Deutschen Reiseverbandes (DRV)



»Die Branche ist sehr opportunistisch!«

Wolfgang Strasdas im Gespräch über Tourismus und Nachhaltigkeit

Wie nachhaltig kann Tourismus wirklich sein? Wolfgang Strasdas lehrt Nachhaltiges Tourismusmanagement an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung im brandenburgischen Eberswalde. Jürgen König spricht mit ihm über Ideal und Realität des nachhaltigen Reisens.

Jürgen König: Herr Professor Strasdas, während der Coronapandemie entdeckten viele Deutsche das eigene Land als Urlaubsziel. Was ist von dieser Leidenschaft übrig geblieben?
Wolfgang Strasdas: Man hatte zwischendurch den Eindruck, als könnte das zu dauerhaften Veränderungen führen. Es war schon von »new normal« die Rede.

Aber lange angehalten hat die Begeisterung nicht ...
Nein, wir sind schon 2022 fast wieder zu dem »old normal« zurückgekommen. Deutschland ist als Reiseziel wieder auf einen Anteil von knapp 25 Prozent zurückgegangen wie in Vor-Corona-Zeiten.

Dabei finden doch zwei von drei Deutschen Nachhaltigkeit wichtig – auch beim Reisen.
Das ist eine Tendenz, die man seit vielen Jahren beobachten kann. Die Werte steigen immer. Es ist aber weiterhin so, dass der Anteil derjenigen, der dann tatsächlich auch nachhaltig reist, immer im niedrig einstelligen Bereich bleibt.

Bei der diesjährige ITB, der Internationalen Tourismus-Börse, schien der Begriff der Nachhaltigkeit allgegenwärtig zu sein, aber konkrete Angebote gab es nur wenige.
Ja. Die Tourismusbranche ist insgesamt sehr opportunistisch. Zumindest von den großen Konzernen gehen keine Neuerungen in Richtung Nachhaltigkeit aus. Es gab mal in den 1990er Jahren einen ersten Boom in diese Richtung. Ein paar Jahre später ist das alles in sich zusammengefallen, weil man gemerkt hat: Die Kundinnen und Kunden, die sagen, dass ihnen nachhaltiges Reisen wichtig ist, tun es de facto nicht, also macht die Branche das auch nicht.

Wo und wie wäre denn nachhaltiges Reisen möglich?
Es gibt natürlich Ausnahmen. Kleine, inhabergeführte Hotels oder auch Veranstalter, die davon überzeugt sind, dass Nachhaltigkeit wichtig ist. Studiosus ist so ein Beispiel, der größte deutsche Studienreise-Veranstalter: sehr engagierte Inhaber, die ziehen so was durch, und zwar nicht aus opportunistischen Gründen, sondern weil sie es selber wichtig finden.

Führt nachhaltiges Reisen immer zu höheren Preisen?
Ob Nachhaltigkeit immer teurer sein muss, da würde ich differenzieren. Wenn ich z. B. die Emission meines Fluges kompensiere, dann habe ich natürlich Mehrkosten, das ist ja wie eine freiwillige Selbstbesteuerung, und das ist etwas, was im Sinne des Klimaschutzes auch passieren muss. Auf der anderen Seite gibt es Nachhaltigkeit auch, indem man auf Komfort verzichtet, Stichwort Jugendherberge oder Zelten. Das ist tatsächlich nachhaltiger und umweltfreundlicher – und billiger.

Der Tourismus trägt mit etwa acht Prozent zu den globalen CO2-Emissionen bei. Die deutschen Luftverkehrsunternehmen haben sich auf das Ziel eines CO2-neutralen Flughafen- und Flugbetriebs verpflichtet: emissionsärmere Flugzeuge,

Problematisches hat sich in den letzten Jahren deutlich gezeigt. Die sind zum Teil klimaschädlicher als fossile Treibstoffe. Und diese ganze Diskussion um die E-Fuels ... Man braucht Unmengen von Strom, um sie herzustellen, und wenn das fossiler Strom



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

nachhaltige Treibstoffe, wettbewerbsneutrale CO2-Bepreisung. Was halten Sie davon?
Das finde ich im Prinzip gut, es läuft alles unter dem Stichwort Effizienzgewinne. Was die Technik, die Treibstoffe, die Materialien von Flugzeugen, die aerodynamischen Formen angeht: Da hat es tatsächlich Fortschritte gegeben. Die sind auch im Interesse der Airlines, weil sie dadurch Kosten sparen. Das Problem ist, dass das schiere Wachstum des Flugverkehrs diese Effizienzgewinne aufgefressen hat. In einer Branche, die im Jahr ein bis zwei Prozent weniger Treibhausgase produziert, dabei aber um vier Prozent wächst, steigen die Gesamtemissionen.

Wie könnten die absoluten Zahlen sinken?
Das geht nur über die Sustainable Aviation Fuels, die nachhaltigen Luftfahrttreibstoffe. Darunter fallen aber auch Biotreibstoffe, und deren

ist, ist das total kontraproduktiv. Das heißt, damit es nachhaltig ist, muss ich tatsächlich erneuerbaren Strom nehmen, und der ist begrenzt.

Wollte man also konsequent Klimaschutz betreiben, müsste es weniger Reisen geben, insbesondere weniger Fernreisen?
Ein Großteil der Emissionen des deutschen Reiseverkehrs spielt sich im Mittelstreckebereich ab, also zwischen 1.000 und 3.500 Kilometern. Wir haben uns an der Hochschule die 22 meistbesuchten Destinationen von Deutschen in Europa angeschaut und festgestellt: Über die Hälfte dieser Ziele erreicht man mit der Bahn auch in weniger als 24 Stunden.

Und doch wird Fliegen etwas Selbstverständliches bleiben ...
Es sind eben immer noch »die schönsten Wochen des Jahres« und da möchte man sich mit solchen Themen nicht beschäftigen.

Sie haben die Kompensation von Flugemissionen angesprochen. Was halten Sie von Organisationen wie Atmosfair, Klima-Kollekte, Primaklima oder auch myClimate, an die man bei der Flugbuchung Geld zahlt, damit sie z. B. Aufforstungsprojekte im Regenwald finanzieren?
Das Gute an Waldprojekten ist, dass sie tatsächlich aktiv CO2 aus der Luft entziehen und binden, deswegen halte ich persönlich sehr viel davon. Ein Problem ist: Man pflanzt einen kleinen Baum – bis der groß ist, vergehen Jahrzehnte! Und das zweite potenzielle Problem ist: Wenn dieser Wald

es gibt auch gewisse Fortschritte. Aber grundsätzlich ist die Schifffahrt ähnlich problematisch wie der Flugverkehr, weil es bis heute kein System gibt, mit dem man die entsprechenden Emissionen einzelnen Ländern zuordnen könnte.

Und die Wachstumsraten sind auch hier so hoch, dass die Effizienzgewinne aufgehoben werden?
Ja. Und es kommt beim Kreuzfahrt-tourismus hinzu, dass sehr oft auch noch Flüge eine Rolle spielen. Es ist ja nicht so, dass ich von zu Hause losgehe und in das Schiff einsteige, sondern da fliege ich irgendwo hin, steige in das Schiff ein, und wenn ich aussteige, fliege ich wieder zurück. Und: Kreuzfahrten bringen ökonomisch den Zielgebieten sehr wenig. Da gibt es immer nur die Gebühren pro Passagier, die man einnimmt, das ist aber vergleichsweise wenig. Die Multiplikatoreffekte, die ich habe, wenn sich Touristen wirklich im Land aufhalten, die habe ich im Kreuzfahrt-tourismus nicht. Das sind nur einige wenige Konzerne, die das Geld verdienen. Kreuzfahrttourismus ist also in vielerlei Hinsicht problematisch.

Kommen wir noch mal auf die Fernreisen. In Sachen Klimaschutz wäre es ohne Zweifel besser, auf das Reisen zu verzichten. Für viele Länder wäre das doch aber ein echtes Problem.
Das mit den Fernreisen ist tatsächlich ein Dilemma. Das eine ist, dass ich auch glaube, dass Reisen, gerade Fernreisen, einen verändern. Dass man einen anderen Blick auf die Welt bekommt, dass man mehr Verständnis hat für bestimmte Dinge oder eigene Positionen hinterfragt.

Der zweite Punkt ist, dass Tourismus für viele Länder wirtschaftlich sehr wichtig ist und dort auch zum Naturschutz beiträgt. Wir haben das in der Coronakrise gesehen, dass der Tourismus z. B. in afrikanischen Ländern total eingebrochen ist und die Wilderei wieder zugenommen hat. Erst durch den Safari-Tourismus bekommen Wildtiere einen ökonomischen Wert und werden geschützt und nicht gewildert.

Tourismus schafft Arbeitsplätze.
Ja. Wir haben gerade in den Entwicklungsländern oft eine Landflucht, wo die Menschen in immer größere Megastädte gehen und dort die Slums bevölkern. Insbesondere Natur- oder Strandtourismus findet in Regionen statt, die nicht wirtschaftlich entwickelt sind. Und von daher hat in der Hinsicht der Tourismus etwas Positives. Er kann politisch wichtig sein.

Ich habe vor zehn Jahren mal in Tunesien gearbeitet. Da begann der Arabische Frühling, und wegen politischer Instabilität ist der Tourismus zusammengebrochen. Die tunesischen Kollegen haben sehr vorwurfsvoll gesagt: »Wir machen etwas, was ihr alle begrüßt. Wir haben einen Diktator verjagt, haben versucht, eine Demokratie einzuführen, und was passiert? Ihr bestraft uns, indem ihr nicht mehr herkommt, weil ihr meint, das wäre unsicher.«

Demnach wäre Tourismus demokratiefördernd?
Also mir ist keine Studie bekannt, die das belegt. Ich finde diese Annahme aber plausibel.

Vielen Dank.

Wolfgang Strasdas leitet den Masterstudiengang Nachhaltiges Tourismusmanagement an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde und die Arbeitsgruppe ZENAT – Zentrum für Nachhaltigen Tourismus. Jürgen König ist Autor sowie Kultur- und Reisejournalist



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Wie demokratisch ist Reisen?

Von Touristifizierung und Massentourismus

ANJA SARETZKI

Massentourismus bezeichnet laut Duden einen »in großem Umfang betriebenen Tourismus für breite Schichten der Bevölkerung«. Darunter wird eine quasi industrialisierte Form des Tourismus verstanden, die mit Pauschalreisen und großen Reiseveranstaltern verbunden ist. Wer an Massentourismus denkt, hat Bilder von überfüllten Stränden an der Costa Brava oder einen menschenübersäten Markusplatz in Venedig im Kopf. Massentourismus wird in diesem Sinne vielfach als »Kampfbegriff« benutzt, um Ausprägungen des Tourismus negativ zu brandmarken. In der tourismuswissenschaftlichen Literatur lassen sich folgende Merkmale finden, die mit dem Begriff des Massentourismus verbunden sind: eine hohe Anzahl von (Pauschal-)Touristen, eine hohe räumliche Konzentration von Touristen, eine geringe vor Ort verbleibende Wertschöpfung, eine hohe touristische Belastung der physischen und soziokulturellen Umwelt sowie ein niedriges Level an Authentizität in der Destination. Gerade der letzte Punkt macht deutlich, dass das Label des Massentourismus von der Tourismuskritik eher abwertend eingesetzt wird. Gleichzeitig sollte darauf hingewiesen werden, dass Massentourismus nicht mit bestimmten touristischen Formen gleichgesetzt werden kann, wie das Bild überfüllter Strände suggerieren könnte. Alle Arten von Tourismus können zum Massenphänomen werden. Das Bild der langen Warteschlange von Bergsteigertouristen kurz vor dem Gipfel des Mount Everest, das im Mai 2019 um die Welt ging, mag dafür als Beleg gelten. Menschen reisen schon immer, und vereinzelt gab es auch Vergnügungsreisen, wovon die Aufzeichnungen antiker Philosophen oder »Graffiti« aus der Zeit

der Pax Romana Zeugnis geben. Die touristische Reise als Massenphänomen ist jedoch ein Kind der Moderne, wie der Historiker und Soziologe Hasso Spode aufgezeigt hat. Die romantische Sicht auf die Welt und insbesondere auf die Natur legte im Europa des 18. Jahrhunderts die Grundlage für das Reisen als Selbstzweck. Berge und Meer wandelten sich unter dem touristischen Blick von lebensfeindlichen Räumen zu Sehenswertsorten. Doch erst die Industrialisierung und die Entwicklung der Eisenbahn als erstes Massentransportmittel ermöglichte Ferienreisen für größere Bevölkerungsteile. Die Einführung des bezahlten Jahresurlaubs war ein weiterer Baustein zur sogenannten »Demokratisierung des Reisens«. Dennoch blieb der Tourismus ein bürgerliches Phänomen, das für die Arbeiterschaft und die ländliche Bevölkerung unerreichbar blieb. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einer tatsächlichen touristischen Demokratisierung. In Deutschland war es die Zeit des sogenannten »Wirtschaftswunders« der 1950er und 1960er Jahre, in der mit einer zunehmenden Motorisierung der Haushalte und steigendem verfügbaren Einkommen für breite Bevölkerungsschichten eine jährliche Urlaubsreise möglich wurde. Wenn Massentourismus die negative Zuschreibung des Billigen erfährt, dann wird dabei vergessen, dass er einen schichtübergreifenden Zugang zu touristischen Angeboten beinhaltet. Reisen ist auch eine Kostenfrage, und die touristische Nachfrage bei breiteren Bevölkerungsschichten ist eng mit der Entwicklung der Pauschalreise verbunden. Die Bündelung von Angebotsbestandteilen bei gleichzeitiger Produktstandardisierung und der Ausnutzung von Skaleneffekten ermöglichten großen Reiseveranstaltern im Vergleich zu individuell geplanten Reisen deutlich günstigere Angebote.

Der Wirtschaftshistoriker Christoph Kopper sieht darin einen wesentlichen Grund für den Erfolg der Pauschalreise und die Beförderung des Massentourismus. Dazu bedurfte es jedoch nicht nur einer Masse an Nachfragern, sondern auch einer massentouristischen Infrastruktur: Waren es im 19. Jahrhundert das Massentransportmittel Eisenbahn und in den Wirtschaftswunderjahren der eigene Pkw, so machte die Verbilligung von Flugreisen und die Entstehung von Charterfluggesellschaften Ende der 1960er Jahre fernere Reiseziele für viele Urlauber erschwinglich. Mit der Zunahme von Flugpauschalreisen stieg Spanien in den 1970er Jahren zum beliebtesten ausländischen Reiseziel der Deutschen auf. Gleichzeitig kam es zu massiven Investitionen in die spanische Hotelinfrastruktur und zur Entstehung der erforderlichen Massenunterbringungsmöglichkeiten. Beispielsweise steht dafür die Entwicklung Benidorms vom Fischerdorf im Jahre 1950 zur heutigen 70.000-Einwohner-Stadt mit über zehn Millionen Übernachtungen pro Jahr und der größten Hochhausdichte pro Einwohnerzahl weltweit. Die Auswirkungen des Massentourismus können ökologischer, ökonomischer oder soziokultureller Natur sein. So führt der Ausbau touristischer Infrastruktur zur Belastung oder gar Zerstörung von Naturräumen. Zugleich befördert ein hohes touristisches Aufkommen den wirtschaftlichen Strukturwandel in vielen Destinationen. Agrarisch geprägte Gesellschaften haben sich im Zuge einer Touristifizierung zu Dienstleistungsgesellschaften gewandelt. Tourismus wird als Wirtschaftstreiber betrachtet, der Beschäftigung und Steuereinnahmen generiert. So lassen sich z. B. für die massentouristische Destination Mallorca ein höheres Pro-Kopf-Einkommen und eine geringere Arbeitslosenquote als für das spanische Festland feststellen. In vielen Städten führt ein massenhafter Tourismus, der durch das Internet

Der Begriff des Massentourismus scheint in der aktuellen Diskussion immer mehr vom neuen Terminus des »Overtourismus« verdrängt zu werden. Es geht nicht mehr nur um viele Touristen, sondern um zu viele Touristen. Die Wahrnehmung einer lokalen Tourismusintensität ist jedoch immer subjektiv geprägt

befeuert wird, zur Beeinträchtigung der lokalen Lebensqualität: Wohnraumverdrängung durch Airbnb und die Verdrängung von Geschäften für den alltäglichen Bedarf durch Gastronomiebetriebe werden unter dem Stichwort der »touristischen Gentrifizierung« von Berlin bis New Orleans beklagt. Der Begriff des Massentourismus scheint in der aktuellen Diskussion immer mehr vom neuen Terminus des »Overtourismus« verdrängt zu werden. Es geht nicht mehr nur um viele Touristen, sondern um zu viele Touristen. Die Wahrnehmung einer lokalen Tourismusintensität ist jedoch immer subjektiv geprägt. So haben die Geografen Andreas Kagermeier und Eva Erdmenger in ihrer Münchner Untersuchung feststellen können, dass die wahrgenommene touristische Tragfähigkeit sich nicht nur an objektiv messbaren Touristenzahlen festmachen lässt. Auch die Art des Tourismus und die Geschwindigkeit der Touristifizierung spielen eine wesentliche Rolle. Die Ansätze zur Einhegung des touristischen Zuviels reichen von der Besucherlenkung über die Beschränkung der Kreuzfahrtankünfte in Venedig oder der Unterkunftskapazitäten in Barcelona. Kagermeier plädiert für die Einführung kooperativer Governance-Ansätze, die das Tourismusmarketing nicht länger nur auf potenzielle Touristen ausrichten, sondern gleichzeitig die Belange der lokalen Bevölkerung berücksichtigen. In Barcelona wurden solche Ansätze im Rahmen einer kommunalistischen Tourismusstrategie bereits erprobt, wenn auch mit begrenztem Erfolg. Letztlich bleibt jeder Tourismus eine Herausforderung für die aufnehmende Gesellschaft, und ein Ende des touristischen Erfolgsmodells ist noch lange nicht in Sicht. Anja Saretzki ist Tourismuswissenschaftlerin und Lehrbeauftragte an der Leuphana Universität Lüneburg

Bräuche, Feste und immaterielles Kulturerbe

Lebendige Tradition mit Erlebnisharakter

KURT LUGER

Wir in den westlichen Industriegesellschaften leben in einer Hochgeschwindigkeitswelt, aus der wir während der Urlaubstage auszubrechen versuchen, um die Unzumutbarkeiten dieser verrückten Welt hinter uns zu lassen. Gelingen solche Abstecher in die Kontrastwelten, dann sind Urlaube kleine Fluchten und zeitlich begrenzte Therapieversuche, durch die wir der von Jürgen Habermas so bezeichneten »Dreifachentzweiung des

von Besuchern deswegen überlaufen. Aber es entsteht Wertschöpfung, denn der Tourismus ist ein Milliardengeschäft.

Neubewertung des Ausgemusterten

Einmaligkeit versprechen auch Ritualhandlungen in Form von Bräuchen und Festlichkeiten im Jahresreigen, als Chiffren des gelebten kulturellen Erbes rücken sie zusehends ins Zentrum touristischer Aufmerksamkeit. Die fortschreitende Globalisierung hat dem Heimatlichen bzw. dem eigenen Umfeld eine erhöhte Wertschätzung verliehen. Kulturerbe wird daher definiert als Neubewertung des Obsoleten, des Gefährdeten, des Ausgemusterten oder gar Ausgestorbenen. Durch

Der Grat zwischen dem Echten, dem lebensweltlich Bedeutsamen, und der Bühnenfassung ist schmal, wie auch die Aufgabe, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein ausgewogenes Verhältnis zu bringen, d. h. der sensible wie verantwortungsbewusste Umgang mit dem kulturellen Erbe, eine enorme Herausforderung darstellt.

Kaum eine Region kommt heutzutage ohne ihr eigenes Kultursommer-Festival aus, keine Alm, auf der neben Kühen oder Schafen nicht auch Wanderer aus Wuppertal oder Groningen der Sennerin über die Schulter schauen, kein Auftritt einer Trachtenkapelle, bei der nicht die Smartphone-Kameras der Weltenbummler im Dauereinsatz stehen. Wie für uns

Touristen wollen etwas erleben, das Besondere des Ortes erfahren, und die Destination muss Emotionen auslösen. Ein Erlebnis – das Zauberwort der Tourismusindustrie – wird ein solches, wenn die Menschen von einem Ereignis gefesselt werden



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Ich« entgegenwirken: der Entzweiung mit der Natur, der Gesellschaft und sich selbst. Aber es toben während dieser Tage auch viele ihre individuellen Eigenheiten aus, denn Reisen und Urlauben gehören längst zur Ausgestaltung von Lebensentwürfen. Lebensstile – so der Soziologe Andreas Reckwitz – werden geradezu »kuratiert« und in der Wahl des Urlaubs das romantische Ideal der Selbstverwirklichung mit dem bürgerlichen, leistungsbezogenen Streben nach Status und Bildung zusammengeführt. Dahinter steckt als zentrale Antriebskraft nicht nur die Neugier, sondern auch die Jagd nach dem Schönen, dem Einzigartigen, nach Exotik, Genuss und Intensität – nach dem kleinen Glück als Lebenssinn.

Touristen wollen etwas erleben, das Besondere des Ortes erfahren, und die Destination muss Emotionen auslösen. Ein Erlebnis – das Zauberwort der Tourismusindustrie – wird ein solches, wenn die Menschen von einem Ereignis gefesselt werden und die Situation ein gefühlsbetontes Ergriffensein auslöst. Ein Erlebnis bricht mit dem Alltag für eine bestimmte Dauer, hat einen Anfang und ein Ende, berührt, wird erinnert und höchst subjektiv bewertet.

Kern der Erlebnisinszenierungen ist die emotionale Aufladung der touristischen Dienstleistung durch ein oder mehrere Inszenierungsthemen. Besuche von Welterbestätten, der Kanäle von Venedig und Amsterdam, des barocken Salzburg, von Monumenten versunkener Welten wie dem Taj Mahal oder der Tempel von Angkor Wat, der Königsschlösser von Versailles oder Wien – sie entsprechen einer »Reise in die Zeit als Ort gesteigerter Empfindung«, wie das der Historiker Valentin Groebner nennt. Sie lösen die Versprechen von unverwechselbaren, einmaligen Erlebnissen bestens ein und werden

Inszenierung wird den betroffenen Dingen, Orten oder Praktiken ein zweites Leben eingehaucht. Heustadel in der Tiroler Berglandschaft – längst haben sie ihren ursprünglichen Zweck verloren – stehen heute als Zeichenträger für eine sommerliche, »intakte« Kulturlandschaft und auf diese Weise im Dienste des Tourismus.

Wäre Kulturerbe nur die Unterschutzstellung des Gefährdeten, des Ausgemusterten, das damit vor dem Vergessen bewahrt wird, so würde man Traditionen und bewährten Lebenspraktiken aber nicht gerecht werden. Kulturerbe ist nicht reduzierbar auf Inszenierungen, die einem bestimmten touristischen Zweck dienen und als Aufführung besonders pittoreske oder spielerische Aspekte eines kulturellen Zusammenhangs herausgreifen und vermarkten. Vielmehr bilden manche die Fundamente kultureller Ordnung, wirken wie »Schnüre vom Himmel« als Schutzgeister des Neuen. Wahrnehmung, Emotionalität und Erinnerung sind wesentliche Komponenten in der Konstruktion touristischer Erlebnisse. Touristen reisen Bildern nach, imaginären Geografien, die sie über die Sozialisation, über Mythen und Erzählungen erworben haben und zu Sehnsüchten sowie Erwartungen wurden. Im Tourismus wird den Gästen somit ein Theaterstück vorgespielt. Österreicher, Bayern, Südtiroler und Schweizer bieten auf der Vorderbühne eine Inszenierung mit stereotypen Alpenbildern, von denen man annimmt, dass die Gäste daran Gefallen finden, weil sie als typische Bilder im Umlauf sind und ihre Wiedererkennung eine Befriedigung verschafft.

Echt oder nicht echt? Wen interessiert das?

Die Handlungslogik der theatralen Geste orientiert sich an der gekonnten Darstellung – aus dem Ritual wird ein Schauspiel.

die Tänze der Massai oder der Schamanen im Himalaya, sind für die Gäste aus China, Philadelphia oder Westfalia die Auführungen in den touristifizierten Alpendörfern der pure Exotismus. Fronleichnamsprozession, Goldhaubengeschwader, Hengstauß- und Kuhabtrieb, Fingerhakeln, Samson tragen und Hundstoa-Ranggeln – alles Augen- und Ohren-auf-Erlebnisse! Volkskundler wie Konrad Köstlin stellen sich die Frage, ob es nicht dem Tourismus zu verdanken sei, dass der eine oder andere Brauch noch existiert, denn die bunten volkskulturellen Bräuche machten ohne den Tourismus ja kaum noch Sinn: »Lokale Selbstfeier braucht ihr Publikum, braucht Resonanz. Tourismus und Volkskultur gehören zusammen, sind Zwillinge.«

Klingt ein wenig provokant, aber das Leben auf dem Land hat sich verändert und damit auch die Lebensweisen. Viele bäuerliche Kleinbetriebe wurden im Laufe der letzten 50 Jahre zu touristischen Dienstleistern im Nebenerwerb, weil weder die Felderträge noch die Agrarförderung zum Überleben ausreicht. Mit dem Tourismus entstand die Erlebnisraumbe-wirtschaftung, die Heimische, Gäste und Landschaft in einen Dienstleistungszusammenhang stellt. Im Salzburger Land etwa versteht es die Bevölkerung ganz gut, Kulturerbe und Tourismus in funktionierende Lebenserwerbsstrategien einzubinden. Mit Bedacht geplant und betrieben wird daraus eine vernünftige, durchaus lukrative, auf die begrenzten lokalen Ressourcen und Gegebenheiten Rücksicht nehmende Form des Wirtschaftens. Als solche hat sie Einfluss auf das alltägliche Leben, prägt sie die Lebensformen und die Rituale der Interaktion. Die positive Verknüpfung von Modernität bzw. angemessenem Mit-der-Zeit-Gehen und Lokalität findet ihren Niederschlag in Ansätzen von integraler Regionalpolitik. Wo das gelingt,

führt Regionalkultur nicht zu einer lediglich aus historischen Versatzstücken und Erinnerungszitaten bestehenden Markenartikel-Identität, sondern wird zur gelebten Besonderheit, die einen Teil der Attraktivität der Region ausmacht.

Die Liste der lebendigen Traditionen – von der UNESCO als immaterielles Kulturerbe und als schützenswert definiert – ist in den Alpenländern bunter als anderswo, weil die alpine Topografie über die Jahrhunderte eine besonders reichhaltige Diversität hervorgebracht hat. Darunter sind jene Konventionen, Anleitungen zum Handeln, Wissen im Umgang mit der Natur, Handwerkstechniken, aber auch darstellende Künste und soziale Praktiken zu verstehen, die sich auf altes Wissen berufen, aber für aktuelle Herausforderungen sehr wohl noch Antworten und Lösungen parat haben.

Rituale wie das Historienspiel der Landshuter Hochzeit 1475 oder Krampusläufe haben nicht nur eine hohe gemeinschaftsbildende Bedeutung für die lokale Bevölkerung, sondern auch Relevanz für den Tourismus. Feste sind deshalb so attraktiv, weil sie das Spielerische am Ritual farbenfroh und vielgestaltig akzentuieren. Damit bieten sie auch einen preiswerten Rohstoff für touristische Angebote im Sinne einer polternden Erlebniskultur. Erinnert der Massentourismus eher an derb volkstümliche mittelalterliche Feste, Stichwort Oktoberfest, so führen Kultur- und Bildungsreisen über den eigenen Horizont hinaus. Gelingt die Begegnung mit der anderen Kultur, führt dies vielleicht sogar zu einer neuen Weltsicht.

Mit den rituellen Feiern hat der Tourismus gemeinsam auch die Verwandlung, das Spiel, das Vergnügen, die im Kontrast zum Ernst des Lebens stehen. Die Urlaubsdestination wird zu einem Gegenraum, der für die erlittenen Niederlagen des Alltags entschädigt, zu einer Heterotopie, einem Ort des Glücks ohne Echtheitsanspruch, wo die Utopie des guten Lebens zur Realität wird oder werden sollte.

Das Bäuerliche im Sonntagsgewand

Dass die Inhalte der alten Volkslieder, die Trachtenkapellen, die Holzschnitzereien, das meiste, was als Volkskultur bezeichnet wird, mit der heutigen Wirklichkeit nur noch peripher übereinstimmt und häufig extra für den zahlenden Gast aufgetischt wird, ist sowohl den Einheimischen wie den Gästen bewusst. Die Qualität eines »stimmigen Produktes« bemisst sich somit in einem Interaktionsprozess mit den Zielgruppen. Am deutlichsten sichtbar wird dies in der Kulinarik. Beim Essen hat sich die regionale Küche als räumliche Besonderheit mit »Echtheitscharakter« durchgesetzt, und beim Wein garantieren geografische Herkunftsangaben schon lange das spezifische Terroir und damit Hochwertigkeit von Körper, Harmonie und Abgang.

So hart und fremd die bäuerliche Lebenswelt den Gästen auch scheinen mag, im Tourismus gibt es die ländlich-bäuerliche Kultur nur im Sonntagsgewand, in romantisierendem bzw. nostalgischem Zusammenhang. Ohne Inszenierung geht es gar nicht, weil der Alltag der Bereiteten kein attraktives Produkt per se darstellt. Nicht ihre Normalität interessiert die Gäste, sondern die Buntheit der kulturellen Formen, ihre Besonderheiten, ihr an der Natur und mit Tieren ausgerichtetes Leben, ihr Exotismus – und das in einer choreografierten Form. Die facettenreiche Ikonografie der Sehnsuchtslandschaft Alpen bildet die Erlebnis-Software für Erholungs- und Abenteuer-suchende. So trägt sie dazu bei, zielgruppengenaue Angebote zu entwerfen und die Betten des postmodernen Tourismus zu füllen.

Kurt Luger hat die UNESCO-Professur für Kulturelles Erbe und Tourismus an der Universität Salzburg inne. 2022 erschien von ihm das Buch »Tourismus – Über das Reisen und Urlaube in unserer Zeit« im Verlag Springer International/open access

Von der Lust, unterwegs zu sein

Tina Uebel im Gespräch über Reisen als Beruf

Die Hamburgerin Tina Uebel hat ihre Passion, das Reisen, auch zu ihrem Beruf gemacht. Als Schriftstellerin veröffentlichte sie unter anderem ihren Reisbericht »Nordwestpassage für 13 Arglose und einen Joghurt«. Zudem ist sie als freie Journalistin und Literaturveranstalterin tätig. Jürgen König spricht mit ihr über Reisen, die einen selbst verändern – denn war es sonst überhaupt eine Reise?

Jürgen König: Frau Uebel, diese Lust, unterwegs zu sein – woher kommt sie?
Tina Uebel: Meines Erachtens ist sie angeboren. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich jemals nicht reisen wollte. Meine Barbie-Puppen – die waren immer am Amazonas, in den Polargebieten. Ich finde es sehr schön, dass die deutsche Sprache das Wort Fernweh kennt, denn es ist tatsächlich ein Weh, wenn ich lange nicht gereist bin. Ich weiß nicht, woher es kommt.

Könnte man also, in Anlehnung an Lorient, sagen: Ein Leben ohne Reisen ist möglich, aber sinnlos?
Ich habe sehr gute Freunde, die müssen nicht reisen. Das habe ich intellektuell schon verstanden. Aber wenn mir jemand sagt: »Reisen interessiert mich nicht so«, dann hört sich das emotional für mich so an, als ob jemand sagt: »Ach, atmen, das ist nicht so mein Ding.«

2010 sind Sie von Hamburg über Serbien und Bulgarien, die Türkei und den Iran, über Turkmenistan, Usbekistan und Kasachstan zum Goethe-Institut nach Shanghai gefahren – mit dem Zug bzw. mit sehr vielen Zügen. Sie hätten auch fliegen können, lehnten das aber ab, aus Klimaschutzgründen?
Ja, auch, ich fliege nicht gerne. Aber vor allem, weil ich Bahnfahren toll finde! Ich unterhalte mich so gern mit Menschen. Wenn es beim Bahnfahren nicht diese entsetzlichen Großraumabteile gibt, sondern diese schönen traditionellen kleinen Abteile, da hat man halt immer Kontakt.

Eine solche Reise vorzubereiten stelle ich mir sehr aufregend vor.
Oh ja. Man kriegt ein Visum nur, wenn man ein Flugticket vorweist. Ein Flugticket hatte ich nicht, da musste ich mit der Bahn Ein- und Ausreise belegen. Die Ausreise muss man wiederum belegen mit dem Visum vom nächsten Land, aber die gaben das erst, wenn du das davor schon hattest. Und dann die Bahnverbindungen! Da gibt es Gott sei Dank Bahnfahrt-Freaks im Internet, die auch die abwegigste Route noch beschreiben. Aber teilweise wurden die Bahntickets erst eine Woche vorher verkauft, und der Zug fuhr auch nur einmal die Woche. Das dann alles zusammenzubasteln war aufreibend, aber natürlich auch relativ lustig.

Hätten Sie nicht einfach die Transsibirische Eisenbahn nehmen können?
Schon, aber wegen schwerer Überbirkung kam das nicht infrage. Tagelang das gleiche Bild vor dem Abteifenster! Ich mag es, Landesgrenzen zu sehen und wie sich Kultur und Landschaft graduell verändern – und diese Erfahrung war dann wirklich fantastisch. Es war komischerweise gar nicht so weit. Die meisten Leute denken, ich habe zwei Monate nur in der Bahn gesessen. Nein, hauptsächlich war ich vor Ort. Ich habe mir Dinge angeguckt, und da dachte ich oft:



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Mensch, sie sieht so groß aus, die Welt, und ist doch so klein. Im Grunde ist Shanghai auch nur ein Vorort von Hamburg.

Wie gehen Sie mit möglichen Gefahren um? Ist Unvorhersehbares Teil des Unternehmens?
Ja, unbedingt. Ich möchte schon, dass es mich fordert. Dass ich lerne und über mich selbst hinauswachsen muss. Ich war als Kind und Jugendliche sehr, sehr schüchtern. Ich musste dann erst mal lernen: So geht das nicht, so kannst du nicht reisen. Ich mache immer Langwanderungen in den Alpen. Die Alpen sind einer der schönsten Orte auf Erden. Dort dann auch allein zu sein und zu wissen, wenn ich mich in die »Scheiße« hineinreite, muss ich halt auch wieder rausreiten! Wenn man von einer Reise zurückkommt und man ist immer noch genau derselbe, dann war es nicht wirklich eine gelungene Reise.

Was braucht man, um den Herausforderungen standhalten zu können?
Ich glaube, eine der allerwichtigsten Fähigkeiten des Reisenden muss Humor sein. Und auch Selbstironie, man sollte sich auch dann über sich selbst freuen können, wenn man plötzlich dasteht wie der größte Depp. Ich finde, eines der schönsten Dinge beim Reisen ist: Dass man dann bemerkt, wenn man dasteht und nichts begreift, wie wahnsinnig viele Leute einem ständig helfen wollen, also geradezu überbetüdeln, das finde ich wunderbar. Viele Leute haben Angst vorm Reisen, wo ich dann immer denke – ja, es gibt natürlich die Tunichtgute, aber auf einen Tunichtgut kommen wahrscheinlich 98 Menschen, die sich dumm und krumm machen, um dem doofen Touristen, der in der Gegend

rumsteht, irgendwie weiterzuhelfen. Und das ist wunderschön.

Sich selbst mit Ironie zu sehen, die Freundlichkeit anderer zu erfahren und auch zuzulassen ... Was lehrt einen das Reisen noch?
Eine Lehre ist sicherlich, Dinge zu hinterfragen. Einer meiner Lieblingsätze zum Reisen ist von Alexander von Humboldt. Er lautet sinngemäß, dass es nichts Bedrohlicheres gibt als die Weltanschauung von Menschen, die die Welt nicht angeschaut haben. Ich glaube, als Reisender weiß man, woanders kann es alles anders sein. Man lernt Toleranz. Man lernt, dass man je nach Kultur auf Menschen stößt, die wunderbare Menschen sind und dann aber plötzlich Ansichten haben, die den Selbstverständlichkeiten unserer Kultur total zuwiderlaufen. Deswegen sind sie nicht schlecht und keine Ungeheuer, sondern sie sind einfach in ihrer Kultur aufgewachsen. Man lernt, dass man Menschen viel komplexer beurteilen muss.

Sie haben als Crewmitglied auf einer Segelyacht die legendäre Nordwestpassage durchquert, also vom Atlantik aus den amerikanischen Kontinent durchs Nördliche Eismeer umrundet, und darüber das Buch »Nordwestpassage für 13 Arglose und einen Joghurt« geschrieben. Darin heißt es: »Einer der vielen ebenso reizvollen wie furchteinflößenden Aspekte des Reisens ist, sich unter fremden Menschen (...) neu erfinden zu müssen (...). Vor einer jeden Reise bin ich nicht nur gespannt auf die Welt und die Menschen, die ich entdecken werde, sondern auch neugierig und beunruhigt darüber, wer ich sein werde.« Welche Erfahrungen

haben Sie mit diesem »sich selbst neu erfinden« gemacht?
Sehr gute. Es ist tatsächlich so, dass ich das Gefühl habe, dass ich beim Reisen ganz und gar ich selbst bin. Reisen ist auch eine Kunst. Ich kann das gut, weil ich gut mit Menschen umgehen kann, und das ist für mich beim Reisen wichtiger als Weltkulturerbe abzuholen. Ich kann mich über Dinge, die schief laufen, meistens wunderbar amüsieren; wenn ich mich auf den Weg mache, habe ich das Gefühl, mein eigentliches Ich kommt heraus.

Ist es für Sie wichtig, allein zu reisen? Reist man allein anders?
Es ist natürlich schwierig, jemanden zu finden, der auf einer Wellenlinie schwimmt, wo man sich gut ergänzt. Ich habe, Gott sei Dank, einen Reisegegnossen gefunden, mit dem ich seit 20 Jahren reise, und das funktioniert hervorragend. Aber ich reise auch gerne allein. Das ist tatsächlich etwas, wo man einfach noch viel offener ist, wo viel mehr Begegnung stattfindet. Dann gibt es die Sachen, wo man einen Guide braucht, weil man sonst völlig verloren ist, weil es gar nicht anders geht, auch die Organisation vor Ort. Einige Sachen gehen nur in Gruppen – das finde ich wirklich schwierig. Ein »Vollhonk« in der Gruppe kann die ganze Sache zerschießen, in der Außenwirkung wird die Gruppe entsprechend ganz anders wahrgenommen. Da wird nicht mehr differenziert, auch wenn die anderen sich zu benehmen wissen. Das tue ich wirklich sehr, sehr ungern.

Das Schreiben über das Reisen – wann findet es statt? Vor, während, nach der Reise?
Ich schreibe sehr, sehr detailliert Reisetagebuch, weil mein Gedächtnis unterirdisch schlecht ist. Eine Reise lebt nicht nur von diesen spektakulären

Momenten, sondern dieses Gesamtkunstwerk Reise lebt auch von so viel kleinem Scheiß, den man so gerne vergisst. Running Gags, einen Song, den man gehört hat. Running Gags sind ganz, ganz wichtig, wenn man mit jemandem zusammen reist. Musik, Kleinkram, alles das, was man vielleicht hinterher nicht mehr erinnern würde. Das heißt, dass ich alles wirklich sehr, sehr, sehr intensiv aufschreibe. Es ist auch eine Menge Arbeit, und wenn ich irgendwo bin, wo ich mit der Hand schreiben muss, habe ich hinterher immer eine Sehenscheidenentzündung.

Wie nehmen Sie Abschied von so einem »Gesamtkunstwerk Reise«?
Ach, ich liebe auch Hamburg sehr, ich bin hier verwurzelt, es ist meine Stadt, mein Heimathafen. Ich habe meistens nicht so wahnsinnig viel dagegen, nach Hause zu kommen. Es gibt aber Ausnahmen, ich habe schon zweimal echt geheult, als eine Reise zu Ende war, weil ich sie nicht enden lassen wollte. Es gibt so intensive Begegnungen. Zeit läuft anders auf Reisen. Das ist manchmal furchtbar schwierig.

Welche Reiseträume gibt es?
Viele! So möchte ich noch mal länger in die Mongolei zurück, das war eine der Reisen, wo ich hinterher geheult habe, weil ich nicht wieder weg wollte. Aber es gibt so vieles. Ich war z. B. noch nie im Baltikum. Also, es müssen nicht immer die ganz fernsten Dinge sein. Die Welt ist überall so interessant und faszinierend. Wahrscheinlich selbst in Hannover ...

Vielen Dank.

Tina Uebel ist Reisende und Schriftstellerin. Jürgen König ist Autor sowie Kultur- und Reisejournalist



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Unterwegs mit Auto, Zug, Schiff oder Flugzeug?

Reiseverkehrsmittel im Wandel der Zeit

BETTINA GUNDLER

Wie mobil und reiselustig Menschen sind, welche Reisen sie unternehmen, hängt von den mobilen Spielräumen ab, die ihnen ihre Gesellschaften bieten, wie Freizügigkeit, Freizeit und Urlaubstage, Vermögen, Einkommen und Urlaubsgeld, aber auch von den Verkehrsmitteln und Infrastrukturen, die zur Verfügung stehen. Wie hat die Entwicklung von Verkehrsmitteln das Reisen historisch geprägt und verändert? Welche Bedeutung kommt den Verkehrsmitteln fürs Reisen zu? Aus Sicht der Technikgeschichte sind Verkehrsmittel in erster Instanz effektive Hilfsmittel für Reisen aller Art, quasi technische Enabler, die es möglich machen, Raum und Zeit zu überwinden. Sie erlauben es uns heute, mit einem Zeitbudget von meist nur wenigen Tagen oder Wochen und in großer Zahl nahezu alle Regionen der Welt zu erreichen.

Schon die Entwicklung von Kutschen – gefederten Reisewagen – und insbesondere die Einführung der öffentlichen Postkutschen hat die Reisekultur seit dem 17. Jahrhundert stark verändert. Eine dichte Kette von Stationen bot Pferdetausch, Rast und Mahlzeiten

Die Entwicklung von Kutschen hat die Reisekultur seit dem 17. Jahrhundert stark verändert

und damit eine Logistik und Infrastruktur, die es Post und Reisenden erlaubte, lange Strecken organisiert zu bewältigen. Das System der Post war ein wichtiger Schritt zur Überwindung des Raums und brachte das erste fahrplanmäßige Verkehrsmittel hervor. Reisen wurden planbarer, der Transport als Dienstleistung angeboten. Auch für die späteren Massenreiseverkehrsmittel – Eisenbahn, Schiff, Flugzeug – gilt, dass sie ihre Stärken nicht allein aus der Technik heraus entwickelten, sondern auch aus dem Dienstleistungscharakter ihrer Nutzung. In der Postkutsche, in der Eisenbahn und im modernen

Schiffsverkehr waren Reisende nicht mehr auf sich allein gestellt, sondern bewegten sich im Prinzip in der Obhut der Post, der Bahngesellschaften, der Reeder und Reiseveranstalter, die ihnen die grundlegende Organisation abnahmen und die Wege bereiteten, auch wenn das Reisen weiterhin Überraschungen, Unfälle und Gefahren bieten konnte.

Die nächsten Schritte in Richtung des modernen Reiseverkehrs – die Überwindung der Zeit und der massenhafte Personentransport – bahnten sich mit Eisenbahnen und Dampfschiffen an, die große Beförderungskapazitäten offerierten und schnell auf große Nachfrage stießen. Die Entwicklung fast aller Verkehrsmittel folgte lange Zeit dem Credo des Schneller, Höher und Weiter. Innerhalb weniger Jahrzehnte entspann sich im 19. Jahrhundert ein Eisenbahnnetz um die ganze Welt. Mit der Zeit wurden die neuen Verkehrsmittel für den Reisebetrieb technisch optimiert und immer bequemer ausgestattet. Am Beispiel der Eisenbahn heißt das, viele größere und kleine Errungenschaften – wie Durchgangswagen, sanitäre Anlagen im Zug, Schlaf- und Restaurant-einheiten – erhöhten Reisequalität und Schnelligkeit, weil die Züge nicht so oft anhalten mussten. Je nach Status und Geldbeutel reiste man in unterschiedlichen Klassen. Wenn auch auf höherem Niveau als im 19. Jahrhundert ist diese Angebotsstruktur bis heute erhalten geblieben und spiegelt sich in Qualität und Ausstattung der Verkehrsmittel. Eine Besonderheit der Eisenbahn waren die großen, luxuriösen Expresszüge, wie etwa der Orientexpress oder der Train Bleu. In modifizierter Form standen sie Pate für Intercitys und Hochgeschwindigkeitszüge der Gegenwart.

In ähnlicher Weise wie die Eisenbahn beeindruckten seit Ende des 19. Jahrhunderts die Dampfschiffe und Luxusliner der Schifffahrt. Motorentechnik und Stahlbau förderten den Bau immer größerer Schiffe, die in kurzer Zeit große Zahlen von Passagieren in Tagen statt Wochen über See befördern konnten. Dies kam auch den Auswanderern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zugute, die allerdings im Bauch der Schiffe mit relativ wenig Komfort auskommen mussten. Die Linienschifffahrt wurde seit den 1950er Jahren schrittweise vom Flugzeug abgelöst, das erst Luxusverkehrsmittel für den Jetset war, dann als Charterflugzeug oder mit Economy-Klasse für organisierte und

preisgünstige Reisen im Fernverkehr starken Zuwachs erlebte.

Eisenbahn, schnelle Schiffe und Flugzeuge sparten den Reisenden vor allem Zeit. Sie ermöglichten es ihnen, weitere Strecken pro Zeiteinheit zurückzulegen, und ließen die Welt mit jedem Zuwachs an Geschwindigkeit gefühlt schrumpfen. Sie wurde – mindestens auf den Hauptlinien der Fernverkehrsmittel – ein räumlich erfassbarer und erfahrbarer Raum. Die schnellen Verkehrsmittel verzerrten die subjektive Landkarte, in der in kurzer Zeit erreichbare, aber dennoch entfernte Städte im Zeitempfinden als näher wahrgenommen werden als ein nicht an den Verkehr angebundenes Dorf in der Nähe.

Alle diese Verkehrsmittel wären nichts ohne Infrastrukturen – von gut befahrbaren Straßen und Schienenwegen bis zu Hafenanlagen und Flughäfen. Die Modernisierung des Reiseverkehrs war insofern immer auch eine politische und wirtschaftliche Herausforderung. Die Infrastrukturen schufen die öffentliche Hand und private Investoren. Wenn ihre Förderung auch nicht notwendig auf den Reiseverkehr konzentriert war, so eilte die Infrastrukturpolitik der Nachfrage doch häufig voraus und bot erst das Potenzial für die Verbreitung neuer Verkehrsmittel und wachsenden Verkehrs, auch des Reiseverkehrs.

Neue technische Akzente fürs Reisen und ein anderes Reiseerleben setzten die individuellen Verkehrsmittel: Fahrrad, Automobil und Motorrad. Sie bedeuteten Unabhängigkeit von Fahrplänen und vorgegebenen Routen. Besonders das Automobil bot seinen Nutzern privaten Raum – statt Zwangsgesellschaft in den großen Verkehrsmitteln. Mit seiner massenhaften Verbreitung seit den 1920er Jahren in den USA und nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa entwickelte sich das Auto zu einer Reisealternative für Millionen von Menschen, die vor allem eine Konkurrenz zu den Bahnreisen darstellte. Der Trend zum schnellen, bequemen Fortkommen prägte auch die automobile Technik. Kraftvolle Motorisierung und Innenräume, die selbst bei kleineren Fahrzeugen mit immer bequemeren Sitzen, mit Ablagen, wachsendem Stauraum, Klimaanlage, beheizten Sitzen und Radios und Unterhaltungselektronik aufwarteten, machten langes Reisen komfortabel. Im Konzept der »Rennreiselimousine« nach Andreas Knie 1997, das den Fahrzeugbau des

20. Jahrhunderts prägte, wurde die Reiselust dem Auto gleichsam konzeptionell eingeschrieben. Nicht nur die Campingwagen, auch alle anderen Autos boten Reisenden in nahen und fernen Welten zudem immer auch das Gefühl eines Schonraums und Zuhause, das den Aufenthalt in der Fremde erleichterte.

Die großen Massenverkehrsmittel legten auch eine Basis für die Demokratisierung des Reisens

In den meisten modernen Reiseverkehrsmitteln offenbart sich eine weitere gemeinsame Eigenart: Die Geschwindigkeit entfernte die Reisenden schrittweise vom Weg und unmittelbar Erleben von Natur und Umwelt. Mit Fenstern für den Panoramablick nach draußen, Raum und Ausstattung für zeitfüllende Aktivitäten bis hin zum mobilen Arbeiten bekamen viele Reiseverkehrsmittel eine neue Aufenthaltsqualität und veränderten die Wahrnehmung der Reisenden auf die durchreiste Welt. Salon- und Restaurantwagen, gehobene Gesellschaftsräume und Promenaden in den Luxuslinern, Großraumwagen mit Tischen, Flugkabinen mit Unterhaltungselektronik, Kreuzfahrtschiffe mit Bühnen, Bars und Geschäften, wohnlich ausgestattete Campingmobile und Yachten sind nur einige Beispiele für die Bedeutung von Innenräumen in modernen Verkehrsmitteln. Im Fall der Massenverkehrsmittel helfen sie, den Aufenthalt zu genießen und die Reisezeit zu überbrücken. Im Fall von Campingwagen und Kajütbooten machen sie ein Reiseerleben möglich, dem ein modernes Reisenomadentum innewohnt – das Umherziehen mit dem eigenen Hausstand an beliebige Orte.

Schon seit Ende des 19. Jahrhunderts entstanden auch Reiseverkehrsangebote und Verkehrsmittel für nahezu ausschließlich touristische Zwecke. Dazu gehörten die ersten Kreuzfahrten auf hochseetüchtigen Schiffen, aber auch kleine, regionale Ausflugsverkehrsmittel wie Ausflugsboote, Bäderbahnen und Sightseeing-Busse oder

Seil- und Zahnradbahnen, deren Hauptzweck es war, Touristen zu befördern. Sie bedienten nicht nur deren die Mobilitätsbedürfnisse. Sie wurden vielfach zu örtlichen Attraktionen, die um ihrer selbst willen aufgesucht werden, am Reiseziel Kurzweil bieten und die Umschau erleichtern.

Die großen Massenverkehrsmittel – Eisenbahnen, Schiffe, Reisebusse, Charterflugzeuge – legten auch eine Basis für die Demokratisierung des Reisens. Die manchmal dramatischen Abweichungen in den Standards der Beförderungsklassen und Reiseverkehrsmittel bilden zwar die soziale Ungleichheit der Reisenden ab. Dennoch steckt in den Massenverkehrsmitteln bis heute das Potenzial für mehr Teilhabe an der Reisekultur. Sie ermöglichten Gruppenreisen, die in Reisebüros gebucht werden konnten, und bieten bis heute preisgünstige Transportmöglichkeiten.

Bis in unsere Gegenwart fand zugleich eine große Differenzierung der Reisetile, Reiseziele, Reisekulturen statt, die sich in den Verkehrsmitteln und in immer mehr Dienstleistungsangeboten sowie individuellen Reisen abbildet. Gleichzeitig wurde das Reisen vom Massentourismus überformt. Es wurde zur millionenfach wiederholbaren, industrialisierten, aber doch auch immer individuellen Erfahrung, die mitunter traurige Spuren an den großen Reisedestinationen hinterlässt.

Zukünftige Reisetchnologien und Reisekonzepte, werden sich daran messen lassen müssen, ob ihnen eine Nachhaltigkeitsebene gelingt. E-Mobilität und Wasserstoffantriebe, optimierte Triebwerke, nachhaltige Produktion und sparsamer Betrieb können auch im Reiseverkehr zur Schonung von Ressourcen und Minimierung des CO₂-Ausstoßes beitragen, ebenso neue Reiseketten und nachhaltige Verkehrsangebote am Reiseziel. Aber für die Zukunft gilt wohl: Die Nachhaltigkeit des Reiseverkehrs und des Tourismus kann nicht allein durch neue Verkehrsmittel eingelöst werden. Sie erfordert grundlegend andere Gesamtkonzepte des Tourismus und ein Hinterfragen lange gewachsener Reisegewohnheiten. Da mag in Zukunft auch das virtuelle Kopfkino die eine oder andere reale Reise ersetzen.

Bettina Gundler ist Leiterin der Hauptabteilung Verkehr, Mobilität, Transport und des Verkehrszentrums des Deutschen Museums

»Die Eisenbahn hat das Reisen zum Massenphänomen gemacht«

Vier Fragen an Andreas Knipping zu Zugreisen

Seit 50 Jahren fotografiert Andreas Knipping Eisenbahnmotive. Er besitzt ein bis ins 19. Jahrhundert zurückreichendes Bildarchiv mit mehr als 100.000 Aufnahmen und schreibt auch Bücher und Zeitschriftenartikel zur Eisenbahngeschichte. Zuletzt veröffentlichte er »Die große Geschichte der Eisenbahn in Deutschland: 1835 bis heute«. Politik & Kultur gibt er Auskunft, was das Reisen mit dem Zug für ihn so faszinierend macht – und wie es sich verändert hat.

Was macht für Sie das Reisen mit dem Zug aus? Welche Bahnstrecke ist Ihre Lieblingsreiseroute? Der Zug bietet die entspannteste Reisemöglichkeit. Der stetige Wechsel zwischen Lesen, Landschaftsbetrachtung, digital gestützter Arbeit, Schlafen, Essen und Gespräch macht auch maßvolle Verspätungen erträglich. Die Bewegungsfreiheit ist unvergleichlich höher als in Auto, Bus oder Flugzeug.

Die Auswahl besonders geschätzter Reiserouten reduziert sich leider, weil es für den Erlebniswert auf modernen Schnellverkehrsstrecken reichlich egal ist, ob hinter den Lärmschutzwänden die Schwäbische Alb

oder die Altstadt von Fulda zu vermuten ist und ob der nicht enden wollende Tunnel unter dem Wienerwald oder unter dem Thüringer Wald verläuft. Sogar der zauberhafte Blick auf Donau und Dom in Ulm ist inzwischen verboten. Die noch vor 50 Jahren atemberaubend um jede Felsenase zwischen Meer und Gebirge geschlängelte ligurische Küstenstrecke zwischen Genua und der französischen Grenze ist fast auf ganzer Länge durch eine Fernverkehrs-U-Bahn ersetzt. Großes Panorama ist noch auf den klassischen Alpenbahnen von Wien über den Semmering nach Graz und von Salzburg über die Tauernroute nach Villach geboten. Geheimtipp in beiden Fällen: die Fortsetzung durch Slowenien bis zur Adria.

Aber kein Zweifel: Die Mehrzahl der modernen Reisenden will nur schnell vorankommen und verzichtet auf den Eigenwert der Überwindung der geografischen Distanz. Zug oder Flugzeug sind zum Wartezimmer aufs Reiseg Glück geschrumpft, das erst am Zielort beginnen soll.

Wie hat die Geschichte der Eisenbahn die Art und Weise des Reisens beeinflusst? Erst die Eisenbahn hat das Reisen zum Massenphänomen und zur Alltagserfahrung gemacht. Noch vor 200 Jahren waren Reisen – Vertreibung,

Flucht, Arbeits- und Elendsmigration sind hier nicht das Thema – Privileg oder lästige Pflicht einer kleinen adeligen, intellektuellen und kaufmännischen Oberschicht. Das ohne Eisenbahn nicht denkbare Industriezeitalter generierte die massenhafte Notwendigkeit und Gelegenheit zur Geschäfts- und Dienstreise, zur gelegentlichen Heimfahrt der in Großstädte abgewanderten Angehörigen der neuen technischen Eliten, zum familiären Teilumzug in die ländliche Sommerfrische und zur märchenhaft luxuriösen und teuren Kontinentalquerung aus dem Regen und Schnee von London oder St. Petersburg nach Cannes, Davos, Venedig oder Bad Gastein.

»Mord im Orient-Express«, »Nachtzug nach Lissabon« ... das sind nur zwei Beispiele für berühmte Bücher, in denen der Reise mit dem Zug eine besondere Bedeutung zukommt. Filme, Gedichte, Musikstücke ließen sich ebenso nennen. Die Bahnreise ist ein beliebtes Motiv in der Kultur. Was macht sie Ihres Erachtens so beliebt? Der Fernzug ist Versuchslabor für ein faszinierendes Spannungsfeld zwischen großem Szenenwechsel außen und kleinem Binnenmilieu innen. Ständig neue Städtenamen, imposante Flussbrücken, beschauliche Täler, erhabene Gipfel und die

flüchtigen Einblicke in fremdes Straßen-, Garten- und Werkstättenkolorit vermitteln uns das Gefühl für die Weite der Welt. Und zugleich sind wir – jedenfalls im heute fast ausgestorbenen klassischen Zugabteil – per Zufallsgenerator in eine vielstündige oder einst auch tagelange Intimität mit völlig fremden Menschen geworfen. Der Handelsvertreter mochte mit dem Schriftsteller ins Gespräch kommen, der kommunistische Abgeordnete mit dem Reichswehroffizier, die Kunstmalerin mit dem Gaswerksdirektor, der ausländische Geschäftsmann mit der Studentin. Auch wenn für mich persönlich das Gegenübersitzen im Abteil oder im Speisewagen nicht zu großer Liebe, politischem Projekt oder genialer Geschäftsidee geführt hat, erinnere ich mich doch gerne an eine Vielzahl von Begegnungen mit unterschiedlichsten Menschen, die aus unterschiedlichsten Gründen den unterschiedlichsten Zielen zustrebten.

Welche berühmten Zugreisen gibt es heute noch? Was kennzeichnet diese? Den Nostalgiker stimmt es traurig: Auf der Passage am Rhein oder auf dem Arlberg bei offenem Fenster den Fahrtwind zu spüren, in tage- und nächtelanger Fahrt die ungeheuren Distanzen von Köln nach Athen oder von Berlin an die bulgarische Schwarzmeerküste zurückzulegen, vom Bahnsteighändler Bier, heiße Würstchen, Zeitungen und Zigarren ins Abteil gereicht zu bekommen, vom Rhythmus der Schienenstöße in den Schlummer im Schlafwagen

Probesitzen im Kopf

Über Markenentwicklung in der Touristik am Beispiel Studienreisen

BORIS KOCHAN

S tell dir vor, es ist Krieg, und du fährst in Urlaub. Tatsächlich passen sich die Menschen in Deutschland an und meiden weiträumig Gebiete, die sie von einem Krieg als betroffen empfinden. So leiden die Anrainerstaaten seit dem Beginn des Angriffskrieges gegen die Ukraine unter deutscher Reisezurückhaltung. Etwas anders, aber ähnlich gelagert ist die Reaktion der Deutschen auf die Geldentwertung: Schon in früheren Inflationszeiten war zu beobachten, dass die Reisetätigkeit nur geringfügig abnimmt – es allerhöchstens zu Verlagerungen zu etwas günstigeren Reisezielen kommt. Erst bei einer länger anhaltenden Rezessionsphase, in etwa ab dem zweiten Inflationsjahr, wird dann zu erheblich günstigeren Reisezielen und -arten und vor allem zu einer kürzeren Reisedauer gewechselt.

Obwohl über viele Aspekte des Reisens wie beispielsweise Overtourism, Waldbrände, Airport-Chaos, Hitze oder Flugscham in den Medien schon seit geraumer Zeit sehr negativ berichtet wird, sind und bleiben Reisen ein absolutes High-Interest-Produkt. Entsprechend folgen die Marketingaktivitäten der Reiseveranstalter von TUI über FTI bis zu Olimar und Alltours eher simplen Mechanismen. Die konsistente strategische Markenbildung über viele Jahre ist die absolute Ausnahme, im Zweifel werden Preise gesenkt und insbesondere im Warmwassertourismus Lastminute-Angebote günstig »verklüpht«. Es geht dabei in Wirklichkeit auch um ein höchst simples Produkt, bei dem immobile Stückware wie z. B. Zimmer mit oder ohne Anreise und eventuellen Transfers im großen Stil eingekauft und verkauft werden. Eventuell zubuchbare Ausflüge oder andere Aktivitäten

werden vielfach vom Hotel selbst oder lokalen Reiseagenturen organisiert und damit auch als Fertigprodukt angeboten.

Etwas anders geartet liegt die Entwicklung und Vermarktung von geführten Rund- und insbesondere Studienreisen. Das Produkt bedarf genauer Planung und detaillierter Kenntnis der Bedingungen und Möglichkeiten vor Ort – im Zweifel ist es für den Reiseverlauf entscheidend, wie lange die Fahrt zwischen zwei Besichtigungsorten im Tagesverlauf dauert und ob die zu besuchende Kirche oder das Museum nicht gerade routinemäßig oder wegen

Das Reiseerlebnis muss im Kopf des potenziellen Kunden entstehen, dabei sowohl Begehren auslösen wie auch beste Qualität und Sicherheit versprechen

Renovierung geschlossen hat. Im Gegensatz zu Rundreisen beruhen gut gemachte Studienreisen auf einer spezifischen Reiseidee wie der Abgrenzung zu anderen Reisen ins gleiche Zielgebiet oder zu den Angeboten der Wettbewerber ... und einer ausgefuchsten Reisedramaturgie! Dazu bedarf es hervorragend ausgebildeter Reiseleiterinnen und Reiseleiter, die nicht nur über Fach- und Ortskenntnisse verfügen, sondern neben dem selbstverständlich notwendigen Organisationstalent auch etwas von Gruppendynamik und der Didaktik der Informationsweitergabe verstehen: Wie schaffe ich z. B. einen einzigartigen Moment der weit über die Reise

hinausgehenden Erinnerung, wie ermögliche ich Begegnungen mit Einheimischen auf Augenhöhe, und wie gestalte ich Entspannungszeiten.

All dies stellt die Kommunikation von Studienreisen, einer relativ kleinen Nische innerhalb der Reisebranche, vor besondere Herausforderungen: Komplexe Informationen müssen verdichtet werden, ohne unverständlich zu werden. Und dabei beides erfüllen: Die Reise – auch nach dem Reisevertragsrecht – korrekt darstellen und zugleich werblich animativ gestalten. Die Reiseerfahrung lässt sich ja nicht Probe sitzen oder fahren, wie das bei physischen Produkten zumindest theoretisch der Fall ist. Oder kann nach der Zusage durch den Onlineshop auch nicht anprobiert und bei Nichtgefallen wieder zurücksendet werden. Das Reiseerlebnis muss im Kopf des potenziellen Kunden entstehen, dabei sowohl Begehren auslösen wie auch beste Qualität und Sicherheit versprechen.

Studienreisen sind demnach ein Musterbeispiel für den Markenaufbau als wesentlichen Bestandteil des Unternehmenserfolgs. Erst im intelligenten Zusammenspiel von Produktgestaltung und Preispolitik, von Unternehmensverhalten, Kommunikation, Design und Vertriebswegen entsteht beim potenziellen Reisenden das Gefühl von Einschätzbarkeit und Verlässlichkeit, also einer nachvollziehbar definierten Qualität. Dabei ist eine konsequente wie behutsame Evolution der Marke entsprechend der Marktentwicklung und des gesellschaftlichen Wandels unerlässlich. So ist der heutige Studienreisende zwar weiterhin 55 plus, aber eher ein weit geistreiter, weltläufiger Typ wie Joschka Fischer. Und entspricht nicht mehr dem Bild des Oberstudienrats, dessen besonderes Interesse den Trümmern und ihrer Geschichte gilt.

Beim Marktführer Studiosus Reisen hat man das Produkt entsprechend angepasst, kombiniert werden bei der Reisekonzeption vier Elemente: Sehenswürdigkeiten und Kultur, Erlebnis und Erholung, modernes Leben und Verantwortung für Umwelt und Sozialverträglichkeit. So werden während der Reisen Themen angesprochen wie das Ausbildungssystem und die wirtschaftlichen Herausforderungen im

Im intelligenten Zusammenspiel von Produktgestaltung und Preispolitik, Kommunikation, Design und Vertriebswegen entsteht beim potenziellen Reisenden das Gefühl von Verlässlichkeit

Reiseland, genauso aber auch die Stellung der Frau. Es sind Reisen ins hier und heute, historische Darstellungen dienen dem Verständnis der Gegenwart. Darüber hinaus sind die geführten Gruppenreisen flexibilisiert worden, sodass es an fast jedem Tag die Möglichkeit gibt, aus dem vorgegebenen Reiseverlauf auszubrechen – mal morgens länger liegen zu bleiben oder einen kleinen Ausflug auf eigene Faust in die örtliche Markthalle zu unternehmen und dann zu einem späteren Zeitpunkt wieder zur Gruppe dazustoßen.

Um sein Qualitätsversprechen auf allen Ebenen zu untermauern, ist Studiosus als Veranstalter nach dem europäischen Umweltmanagementsystem EMAS III und DIN EN ISO 14001 öko-zertifiziert. Nach Einführung einer freiwilligen CO2-Kompensation im Jahr 2012 werden inzwischen alle Reisen inklusive der Flug-, Bahn- oder Busanreise durch kompletten CO2-Ausgleich klimaschonend durchgeführt.

gewiegt zu werden und die Piffe der Lokomotive in den nächtlichen Träume zu integrieren, das alles ist vorbei und kommt in Zeiten von Billigflug, Bus und Hochgeschwindigkeitszügen nicht wieder.

Doch lohnt sich der gelegentliche Blick aus ICE, TGV, Thalys, Railjet oder Eurostar von Smartphone oder Tablet auf die parallele Autobahn, wo unsinnig motorisierte SUVs im Verhältnis zu den eigenen 250 oder 300 km/h fast zu stehen scheinen. Die kollektive Intelligenz der europäischen Regierungen und Bahnverwaltungen ist trotz Pech und Pannen nicht zu verachten. Man hat utopische Luftkissen- und Magnetschienenbahnen in der Science-Fiction belassen, wird auch Elon Musks »Hyperloop« dort einordnen und baut weiter an der Vernetzung historischer Trassen mit neuen Abkürzungen. Der Hightech-Zug schafft jeden Übergang von der schnurgeraden Expresslinie auf jene windungsreichen Strecken, die der Dampfbahn vor hundert Jahren auch schon gemeistert hat.

Mein persönlicher Traum war der 2018 in Kiew gesehene Zug Chişinău – Kiew – Moskau. 2020 verpennt, 2021 Corona, 2022 Putin. Wird wohl nichts mehr mit meiner Rundfahrt München – Bukarest – Chişinău – Moskau – Berlin – München.

Andreas Knipping ist Jurist und Autor, der vorwiegend zu eisenbahngeschichtlichen Themen veröffentlicht, zuletzt: »Die große Geschichte der Eisenbahn in Deutschland: 1835 bis heute« (GeraMond 2022)

Auch die Auswahl, Aus- und Weiterbildung der Reiseleitungen ist nach der internationalen Qualitätsnorm DIN EN ISO 9001 zertifiziert. Die Reiseteilnehmerinnen und -teilnehmer danken dies Studiosus, da deren Erwartungen auch auf diese Weise erfüllt oder sogar übertroffen werden – gemäß der unternehmenseigenen Kundenbefragungen können 94 Prozent der Gäste Studiosus als Reiseveranstalter weiterempfehlen.

Im Rahmen einer Veranstaltung des führenden Branchenmagazins fvw Anfang September haben sich Experten zum – trotz alledem – schlechten Image der Touristik ausgetauscht und dabei festgehalten, dass Reisen vielfach »zu technisch und zu technokratisch vermarktet« werden. »Statt des Preises, Hotelausstattungen oder allein irgendwelcher Sehenswürdigkeiten müsste viel mehr das Erleben im Mittelpunkt stehen, die wertvollen Erfahrungen, die Gäste im Ausland machen können«, sagte der freie Tourismusberater und frühere Leiter der Thomas-Morus-Akademie, Wolfgang Isenberg. Des Weiteren forderte Günter Ihlau, Chef des DRV-Auslandsausschusses, eine Renaissance der Kulturreise. »Das ist das, womit der Tourismus überhaupt einst begann«, sagte er. »Und es ist das, womit wir heute zu einer Qualitätsverbesserung beitragen können.« Dabei sei Kultur alles andere als verstaubt, wenn man sie umfassend als Erlebnis verstehe. Kulturreisen seien ein Gegenpol zu den Auswüchsen, wie man sie am Ballermann oder anderswo verzeichne. Sie würden dem Tourismus in der Öffentlichkeit wieder ein besseres Image verleihen, und sie würden allen Beteiligten zudem höhere Umsätze bescheren.

Die Verbindung von Kultur und Reisen – welch schöne Perspektive!

Boris Kochan ist Präsident des Deutschen Designtags und betreut mit seiner Branding- und Designagentur seit über 40 Jahren Auftraggeber aus der Touristik, zum Beispiel auch Studiosus Reisen



Gottsuche oder Selbstfindung?

Pilgerreisen als spirituelle Form des Reisens

ISABELLA SCHWADERER

Sommer, Sonne, strahlend blauer Himmel – und vielleicht auch Erleuchtung? Pilgerreisen sind heutzutage nicht mehr ausschließlich streng gläubigen Menschen vorbehalten. Im Gegenteil, der Pilgertourismus erlebt einen regelrechten Aufschwung. Auch nach dem pandemiebedingten Einbruch der Besucherinnen und Besucher des Pilgerbüros von Santiago de Compostela steigt die Zahl sehr schnell wieder an, ganz anders als die Zahl der Kirchenmitgliedschaften in Deutschland. Besonders während der Sommermonate und damit in der Urlaubszeit wird der berühmte europäische Pilgerweg stark frequentiert. Doch stellt sich die Frage, ob die spirituelle Selbstfindung zu einem kommerziellen Freizeitvergnügen geworden ist. Warum pilgern überhaupt Menschen, die nicht bewusst auf der Suche nach Gott sind?

Religiös geprägte Reisen wie Wallfahrten oder Pilger Routen sind seit Langem etablierte Formen des Reisens. In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich jedoch der spirituelle Tourismus deutlich weiterentwickelt und geht über die bisher vorrangig gläubigen Pilger hinaus. Diese Art des Reisens findet heute an vielfältigen Orten mit religiösem Bezug oder historischen Verbindungen sowie entlang entsprechender Reiserouten in verschiedensten Formen statt und spielt auch wirtschaftlich eine bedeutende Rolle.

Das Pilgern war schon im Mittelalter eine vielschichtige Angelegenheit, und es ist schwierig, die unterschiedlichen Motivationen einzelner Pilgerinnen und Pilger in einer einzigen



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Erklärung zusammenzufassen. Neben dem Wunsch nach Vergebung für begangene Sünden und der Verstärkung von Bitten gab es auch Freude an der Entdeckung unbekannter Länder und die pure Abenteuerlust, besonders bei Pilgerfahrten ins Heilige Land. Wirtschaftliche Überlegungen spielten ebenfalls eine Rolle, da viele Dienstleister den reibungslosen Ablauf der Pilgerreisen garantierten. Das Pilgern sorgte so für eine starke Mobilität in Europa, etablierte Handels- und Geschäftsbeziehungen zwischen Nordeuropa und dem Mittelmeerraum und schuf eine Art frühen »Prototourismus« für diejenigen, die es sich leisten konnten.

Heutzutage verbinden sich oft verschiedene Motive für eine Pilgerreise, und nicht selten entwickeln sie sich erst während der Reise. Reisende besuchen religiös bedeutsame Stätten wie Kirchen, Klöster, Moscheen, Synagogen und Tempel, um dort Kraft zu schöpfen und gleichzeitig Wissen über unterschiedliche Religionen und Weltanschauungen zu erlangen. Diese Erkenntnisse können durch die Architektur und Ausstattung solcher Orte erfahren werden, wenn sie im Rahmen eines Besuchs zugänglich sind. Solche Orte sind beispielsweise im christlichen Kontext vielfältig und auf unterschiedliche Weise erschlossen, von aktiven

Klöstern bis hin zu von der öffentlichen Hand genutzten Museen oder kulturell bedeutsamen Orten, die das religiöse Erbe bewahren.

Forschungen legen nahe, dass persönliche Erfahrungen von Krisen oder Verlusten auf der Reise verarbeitet werden, allein oder in Gesellschaft anderer Menschen. Oft wird dieser Prozess als Impuls für die persönliche Entwicklung wahrgenommen. Die tiefen Erfahrungen beim Pilgern, wie das Kennenlernen der eigenen physischen und psychischen Grenzen, das Überwinden von Hindernissen und das bewusste Vermeiden von Bequemlichkeiten, schaffen die Möglichkeit, sich selbst neu zu

erfinden und den Alltag zeitweise hinter sich zu lassen.

Diese Unterbrechung des Alltags während des Pilgerns begleitet oft den Übergang von einer Lebensphase zur nächsten, beispielsweise zwischen Studium und Berufsleben oder vor einer persönlichen Neuorientierung. Indem sich die Pilger aus praktischen Gründen auf ein Minimum an Ausstattung beschränken, werden soziale Unterschiede wie Alter, Klassen- und Religionszugehörigkeit aufgehoben, und es können Vertrauensbeziehungen in einer geschützten Atmosphäre entstehen, die im normalen Alltag nicht möglich wären. Unterwegs teilt man bereitwillig Essen und Kleidung, und menschliche Schwächen werden nicht versteckt, sondern toleriert.

Pilgerinnen und Pilger berichten oft von der befreienden und transformierenden Wirkung ihrer Reisen. Tiefe Gespräche mit bisher unbekannten Menschen tragen zu einer heilsamen Erfahrung bei. Die großen Fragen des Lebens stellen sich meist auch während der Reise selbst und nicht nur zu Beginn oder am eigentlichen Ziel der Pilgerreise.

Es ist schwierig zu bestimmen, ob das moderne Pilgern hauptsächlich der Suche nach Gott geschuldet ist oder vielmehr einer persönlichen Selbstfindung dient. Pilgern nur als eine besondere Form der Tourismus zu begreifen greift jedenfalls zu kurz. Die Praxis des Pilgerns eröffnet neue Möglichkeiten eines spirituellen Lebens jenseits der Disziplin und Autorität der Konfessionen. Wohin sich diese neuen religiösen Suchen entwickeln und die Richtungen, die zukünftige Pilger einschlagen werden, bleibt abzuwarten.

Isabella Schwaderer ist Religionswissenschaftlerin an der Universität Erfurt

Gesund durch Reisen

Trends und Zukunftspotenziale im Gesundheitstourismus

MATILDE S. GROSS

Dem Gesundheitstourismus wird in den deutschen Medien immer wieder ein hohes Zukunftspotenzial durch wachsendes Gesundheitsbewusstsein, demografischen Wandel und medizinisch-technischen Fortschritt zugesprochen. In der Wissenschaft wird Gesundheitstourismus als die Gesamtheit der Beziehungen und Erscheinungen verstanden, die sich aus der Ortsveränderung und dem Aufenthalt von Personen zur Förderung, Stabilisierung und ggf. Wiederherstellung des körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens unter der Inanspruchnahme von Gesundheitsdienstleistungen ergeben, für die der Aufenthaltsort weder hauptsächlich noch dauernder Wohn- oder Arbeitsort ist. Dabei werden zahlreiche Formen gesundheitstouristischer Dienstleistungen sowohl national als auch international andersartig differenziert. Im deutschsprachigen Raum hat sich eine Unterscheidung nach Intensität der medizinischen Orientierung bzw. Fremdbestimmung weitgehend durchgesetzt. Daher wird der gesundheitstouristische Markt in der Bandbreite seiner Angebotspalette im Wesentlichen in die Teilmärkte »Medizintourismus«, »Präventions-/Rehabilitationstourismus« (Kurtourismus), »Medical Wellness (Tourismus)«, »Gesundheitsorientierter Urlaub« und »Wellnesstourismus« unterteilt. Die Reihe folgt dabei einer

kontinuierlichen Abnahme der medizinischen Orientierung bei gleichzeitiger Zunahme der Selbstbestimmung in Reisezeit und Zielort.

Der relativ neue Begriff »Medical Wellness Tourismus« bezieht sich z. B. auf Reisen, die sowohl medizinische Versorgung als auch Wellnessangebote kombinieren. Diese Art von Tourismus richtet sich an Menschen, die nicht nur Erholung und Entspannung suchen, sondern auch (alternativ-)medizinische Behandlungen oder Verfahren zur Verbesserung ihrer Gesundheit und ihres Wohlbefindens in Anspruch nehmen möchten. Laut der Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen nennen 25 Prozent der deutschen Bevölkerung als besonders wichtiges Reisemotiv »etwas für die Gesundheit tun«. Allerdings ist dabei Gesundheit nur eine Komponente einer überwiegend anders motivierten Reise und steht in der Regel ziemlich weit unten auf der Liste der Reisemotive.

Was unterscheidet eine klassische Kur von einer Kur im Urlaub? Nach dem Deutschen Heilbäderverband besteht eine Kur aus Maßnahmen zur gesundheitlichen Vorsorge und Rehabilitation, was dem griechischen Wort Therapie entspricht. Bei wiederholter Anwendung von Behandlungsverfahren mit natürlichen Heilmitteln unter ärztlicher Anleitung, die sowohl stationär in einem Heilbad oder Kurort als auch ganztägig ambulant möglich sind, wird die Gesundheit verbessert und/oder gestärkt. Damit sich eine Kur langfristig positiv auf die

Gesundheit auswirkt, sollte sie eine Länge von mindestens drei bis vier Wochen haben – gewöhnliche Wellnessangebote sind meist deutlich kürzer.

Eine populäre Form der Ernährungstherapie ist das Heilfasten nach dem deutschen Arzt Otto Buchinger. Bei anderen bekannten Methoden stehen die Darmreinigung nach Franz Xaver Mayr oder das Abwechseln von Trink- und Trockentagen, das auf Johann Schroth zurückgeht, im Vordergrund. Diese Fastenmethoden und die von der UNESCO als immaterielles Kulturerbe anerkannte Kneipp-Therapie werden

Urlaubsformen, die im Namen eine Zielsetzung vor sich hertragen, finden abnehmende Beliebtheit

von ihren Anhängern gern zur traditionellen europäischen Medizin gerechnet. Ähnlich wie andere traditionelle Medizinsysteme, wie etwa die Traditionelle Chinesische Medizin oder der Ayurveda, basiert die traditionelle europäische Medizin auf einem ganzheitlichen Ansatz zur Gesundheit und dem Zusammenspiel von Körper, Geist, Seele und Umwelt.

Ob Heilfasten oder Kneippen, in der Regel wird eigenständig die Entscheidung getroffen, ob das gewählte Gesundheitssprinzip eher im Alltag integriert und/oder ein vorübergehender Ortswechsel mit Übernachtung(en) in

einem alltagsfernen Umfeld als förderlich erachtet wird. Reinigungsreisen gehören daher am ehesten zum oben genannten »Medical Wellness Tourismus«, für den zweckbestimmt sowie privat finanziert arbeitsfreie oder Urlaubstage gewählt werden.

Laut Reiseanalyse, der bekanntesten und jährlich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen durchgeführten Untersuchung zum Reiseverhalten der Deutschen, stellt sich das jährliche Reiseverhalten der Deutschen seit der Coronapandemie wieder auf nahezu gewohnte Verhältnisse ein: 27 Prozent der Reisen gingen ins Inland, 73 Prozent ins Ausland. Im Ausland dominiert Spanien vor Italien, der Türkei, Österreich und Kroatien. Gut acht Prozent aller Urlaubsreisen sind außereuropäische Fernreisen: Bei diesen Reisen dominieren Ziele in Nordamerika mit 23 Prozent und Südostasien mit 18 Prozent. Indien erreicht mit acht Prozent den sechsten Platz in der Liste der Fernreiseziele und hat damit im letzten Jahr etwa vier Millionen deutsche Reisende angezogen. Indien ist deshalb interessant, weil hier sowie in Sri Lanka das traditionelle Medizinsystem Ayurveda überwiegend verbreitet ist und sich eine unzählbare Anzahl an traditionellen Ayurveda-Resorts vermuten lässt. Mittlerweile genießt Ayurveda auch in Europa zunehmende Bekanntheit, sodass es auch hier nachahmende Ayurveda-Angebote gibt.

Auf Basis der langjährigen Daten der Reiseanalyse steht fest: Urlaubsformen, die im Namen eine Zielsetzung vor sich hertragen, finden abnehmende Beliebtheit. Vor allem Gesundheitsurlaub unterscheidet sich von anderen Urlaubsarten auch durch seine Funktion für

eine Zeit nach dem Urlaub. Anders als andere Urlaubsformen wie z. B. Strandurlaub, Sightseeing oder Wanderurlaub, die bestimmt sind durch einen Ort oder eine Tätigkeit, wird der Gesundheitsurlaub durch seinen Zweck definiert, der lange über die Reise hinaus andauern soll.

Laut Zukunftsinstitut hat sich Gesundheit als Fundamentalwert in den letzten Jahren tief in unserem Bewusstsein verankert und ist zum Synonym für hohe Freizeit- und Lebensqualität geworden. Mittlerweile durchdringt der Megatrend Gesundheit alle Bereiche unseres Alltags und definiert eher alltägliche Lebensstile statt außergewöhnliche Reiselstile. Das Rückgrat der Entwicklung ist immer noch die Funktionalmedizin, aber es gibt auch starke Tendenzen zu alternativer oder komplementärer Medizin, zu magischen und spirituellen Heilangeboten.

Das neueste Stichwort des Zukunftsinstituts lautet »Holistic Health«: Gesundheit gerät mehr und mehr in einen ganzheitlichen Zusammenhang. »Holistic Health« verbindet Umweltfragen, Lebensformen, Kulturfragen, ja selbst Architekturfragen mit einem radikal erweiterten Gesundheitsbegriff. Die Zukunft der Gesundheit sind nicht nur medizinische Glanzleistungen und medizintechnische Innovationen, sondern vor allem gesunde Städte, gesunde Arbeits- und Beziehungsformen – und gesunde Denkweisen; und damit sind wir im Alltag fit und können andere Themen und Inhalte für den Urlaub wählen.

Matilde S. Groß ist Dozentin für Destinationsmanagement und Gesundheitstourismus an der Hochschule Harz, Wernigerode

Harte Arbeit, schlechte Bezahlung

Kreuzfahrten als Arbeitgeber für Kulturschaffende

JÖRG LÖWER

Millionen Deutsche machen jedes Jahr Urlaub auf einem Kreuzfahrtschiff: Kreuzfahrten haben sich zu einem Massengeschäft entwickelt. Es gibt zahlreiche Anbieter, und immer größere Schiffe befahren die Meere. Neue Bordattraktionen eröffnen neue Arbeitsmöglichkeiten – darunter auch für Darstellerinnen und Darsteller aller Sparten. Einer der offensichtlichsten Vorzüge eines Jobs an Bord ist wohl die Möglichkeit, die Welt zu bereisen, ohne dafür zusätzliche Kosten tragen zu müssen. Beschäftigte verdienen Geld, während sie neue Kulturen

Da Kreuzfahrtschiffe heute nicht mehr unter deutscher Flagge fahren, machen sich Reedereien keine Sorgen über den deutschen Mindestlohn – auch wenn strittig ist, ob nicht deutsche Arbeitsgesetze nach EU-Recht Anwendung finden müssten

sowie atemberaubende Landschaften entdecken. Untergebracht sind sie größtenteils in kleinen Zweibettkabinen – je nach Position auch mal einzeln. Bei freier Verpflegung und Logis an Bord gibt es neben den darstellerischen Aufgaben auch sogenannte »Side Duties« zu verrichten, beispielsweise Hilfe beim Einchecken neuer Passagiere. Große amerikanische Firmen holen ganze Broadway-Shows an Bord, während die deutschen Reedereien vor allem auf Eigenproduktionen setzen. Die Ensembles proben in der Regel etwa sechs Wochen – dann müssen alle Shows stehen. Die Schiffe bieten zumeist größere Ensembles auf: Zahlreiche darstellende Künstlerinnen und Künstler arbeiten auf hoher See, und es werden Zuschauerzahlen im sechsstelligen Bereich erreicht – mehr als manches Theater an Land. Tausende Kolleginnen und Kollegen aller Sparten sind weltweit in den verschiedenen Flotten ständig über mehrere Monate durchgehend beschäftigt, was auf dem heimischen Markt an Land für viele oft nicht möglich ist. Das monatliche Gehalt auf See übersteigt dabei aber häufig kaum die Mindestgage am deutschen Stadttheater. Anders sieht es bei bekannten Stars aus, die auf einigen Schiffen mit eigenen Programmen für wenige Wochen eine Sonderstellung einnehmen. Da Kreuzfahrtschiffe heute nicht mehr unter deutscher Flagge fahren, machen sich Reedereien keine Sorgen über den deutschen Mindestlohn – auch wenn strittig ist, ob nicht deutsche Arbeitsgesetze nach EU-Recht Anwendung finden müssten, wenn der Firmensitz in Deutschland liegt. Unter einer anderen Flagge werden so dann beispielsweise zwölf Stunden Arbeit pro Tag arbeitgeberseitig für zulässig erklärt, obwohl laut deutschen Arbeitsrechts höchstens zehn Stunden pro Tag erlaubt wären. Wenigstens gilt seit 2013 die »Maritime Labour Convention« (MLC) der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) – Mindeststandards begrenzen

auf Schiffen die tägliche Arbeitszeit weltweit auf 14 Stunden, die wöchentliche auf 72 Stunden. Ein Job auf einem Kreuzfahrtschiff kann so auch zur Herausforderung werden. Kaum Privatsphäre und der Mobilfunk- und Internetempfang ist auf See nur über Satelliten möglich, hohe Kosten und schlechter Empfang inklusive. Nicht unbedingt praktisch, wenn man auch Kontakt zum heimischen Leben und anderen Jobperspektiven halten will. Wer vor Vertragsabschluss kündigt, zahlt unter Umständen den teuren Heimtransport selbst. Und vertragliche Regelungen, die die Probenvergütung zum Kredit erklären, der nur dann nicht zurückgezahlt werden muss, wenn die volle Vertragslaufzeit erfüllt wird, klingen so absurd, wie sie es sind. Die Crews weltweit leisten harte Arbeit, die Bezahlung ist oft niedrig. Die US-amerikanische Actors' Equity Association gab 2020 bekannt, dass sie erstmals für das gesamte Ensemble eines Kreuzfahrtschiffs eine Vereinbarung treffen konnte. Diese erhöhte während des dreitägigen Aufenthalts der »Norwegian Bliss« in New York die Gehälter des darstellenden Personals um 575 US-Dollar pro Tag. Gewerkschaftspolitik ist auf offener See allerdings knifflig, wenn Schiffe in internationalen Gewässern unterwegs sind und der Zuständigkeitsbereich einer Gewerkschaft infrage gestellt wird. So hat Disney beispielsweise Equity-Verträge für Disney World in Florida abgeschlossen, aber nicht für Entertainment an Bord seiner Schiffe. Die Gäste wünschen sich Unterhaltung im Rahmen eines reichhaltigen Freizeitangebots. Positiver möglicher Nebeneffekt: Menschen, die sonst nicht ins Theater gehen, werden durch die Aufführungen motiviert, auf Schiffen die tägliche Arbeitszeit weltweit auf 14 Stunden, die wöchentliche auf 72 Stunden. Ein Job auf einem Kreuzfahrtschiff kann so auch zur Herausforderung werden. Kaum Privatsphäre und der Mobilfunk- und Internetempfang ist auf See nur über Satelliten möglich, hohe Kosten und schlechter Empfang inklusive. Nicht unbedingt praktisch, wenn man auch Kontakt zum heimischen Leben und anderen Jobperspektiven halten will. Wer vor Vertragsabschluss kündigt, zahlt unter Umständen den teuren Heimtransport selbst. Und vertragliche Regelungen, die die Probenvergütung zum Kredit erklären, der nur dann nicht zurückgezahlt werden muss, wenn die volle Vertragslaufzeit erfüllt wird, klingen so absurd, wie sie es sind. Die Crews weltweit leisten harte Arbeit, die Bezahlung ist oft niedrig. Die US-amerikanische Actors' Equity Association gab 2020 bekannt, dass sie erstmals für das gesamte Ensemble eines Kreuzfahrtschiffs eine Vereinbarung treffen konnte. Diese erhöhte während des dreitägigen Aufenthalts der »Norwegian Bliss« in New York die Gehälter des darstellenden Personals um 575 US-Dollar pro Tag. Gewerkschaftspolitik ist auf offener See allerdings knifflig, wenn Schiffe in internationalen Gewässern unterwegs sind und der Zuständigkeitsbereich einer Gewerkschaft infrage gestellt wird. So hat Disney beispielsweise Equity-Verträge für Disney World in Florida abgeschlossen, aber nicht für Entertainment an Bord seiner Schiffe. Die Gäste wünschen sich Unterhaltung im Rahmen eines reichhaltigen Freizeitangebots. Positiver möglicher Nebeneffekt: Menschen, die sonst nicht ins Theater gehen, werden durch die Aufführungen motiviert,

Ein Job auf einem Kreuzfahrtschiff kann so auch zur Herausforderung werden. Kaum Privatsphäre und der Mobilfunk- und Internetempfang ist auf See nur über Satelliten möglich, hohe Kosten und schlechter Empfang inklusive

das heimische Angebot zu entdecken. Ein dunkles Kapitel ist allerdings die Ökobilanz. Kreuzfahrtschiffe werden größtenteils mit Schweröl betrieben, einem hochgiftigen, aber billigen Treibstoff – und viele Schiffe befahren die Weltmeere immer noch ohne Filter. Mitglieder sollten die Verträge vor der Unterschrift durch ihre Gewerkschaft prüfen lassen. Viele Beispiele aus der Vertragspraxis werfen Fragen auf, die juristisch zu beurteilen sind. Allerdings: Eine solche Prüfung mit komplexen Fragestellungen findet leider oft nicht statt – die Betroffenen haben Angst um ihre zukünftige Beschäftigung.

Jörg Löwer ist ausgebildeter Musicaldarsteller und arbeitet als Referent Kommunikation und Beauftragter Tanz für die Vereinigung deutscher Opern- und Tanzensembles



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Sorgen und Nöte im Reisegepäck

Der Seelsorger Volker Faigle im Gespräch

Über 20 Jahre war Volker Faigle Bordseelsorger auf Kreuzfahrtschiffen. Mit Ludwig Greven spricht er über die Bedürfnisse der Passagiere, nächtliche Gottesdienste für die Besatzung und anderes mehr.

Ludwig Greven: Wie sind Sie zum Kreuzfahrtseelsorger geworden?
Volker Faigle: Ein Kollege, zuständig für die Bordseelsorge im Bereich der evangelischen Kirche, sprach mich an. Er sei auf der Suche nach »welt-offenen und kommunikativen« Theologen für diesen besonderen kirchlichen Dienst. Die Evangelische Kirche in Deutschland entsendet in der Regel für zwei bis vier Wochen Pfarrerinnen und Pfarrer, die von ihren jeweiligen Landeskirchen für diesen ehrenamtlichen Dienst freigestellt werden. Die Passage ist jedoch frei. Zögerlich habe ich damals zugesagt. Heute kann ich sagen, dass ich Bordseelsorge als wertvollen kirchlichen Dienst lieben und schätzen gelernt habe.

Hatten Sie selbst vorher schon einmal eine Kreuzfahrt gemacht?
Nein, die Welt der Kreuzfahrten war mir bis dahin fremd. Jedoch habe ich schnell die Relevanz dieser auf den ersten Blick ungewöhnlichen Form der Seelsorge erkannt. Gerade auf Kreuzfahrtschiffen kommen Menschen rasch zur Ruhe, haben Zeit, über sich und ihr Leben nachzudenken. Sie suchen dann auch geeignete Gesprächspartner.

Gibt es auf vielen Kreuzfahrtschiffen Bordseelsorger?
Die Zahl der Reedereien und Reiseveranstalter, die Bordseelsorge in ihr Programm aufnehmen, ist überschaubar. Manche bieten dies das ganze Jahr über an. Andere nur zu Weihnachten und Ostern, da Festgottesdienste zu diesen Zeiten von den Gästen geschätzt und gerne besucht werden. Zu den Aufgaben zählen Gottesdienste, Andachten, Vorträge und das Angebot, für Gespräche bereitzustehen. Abwechselnd mit der Evangelischen Kirche beteiligt sich auch die Katholische Kirche an diesem Dienst. Dabei verstehen sich die Bordseelsorger in ökumenischem Geist als Vertreter beider Kirchen.

Ist es nicht merkwürdig, dass immer mehr Menschen die Kirchen verlassen, aber auf Kreuzfahrten Seelsorge Teil des Unterhaltungsprogramms ist?
Es ist in der Tat so, dass die Theologen auf dem Schiff zum Kreis der Bordkünstler zählen. Manche der »Künstlerkollegen« empfinden es zunächst ähnlich merkwürdig, eine Pfarrerin oder einen Pfarrer als

Kollegen zu haben. Nach einem ersten Kennenlernen gelingt es jedoch erstaunlich oft, mit Musikern, Schauspielern, Sängern, Kunsthändlern oder Tanzpaaren einen Auftritt zu planen. Hier ist die kommunikative Kompetenz eines Bordpfarrers gefragt. Manchmal melden sich auch Gäste, die gerne bei den Gottesdiensten mitwirken. Viele kommen aus Tradition. Andere wiederum berichten, dass sie mit Kirche »nichts am Hut« haben oder aus der Kirche ausgetreten sind. Sie kommen dennoch, vielleicht weil sie Geborgenheit suchen oder schlicht nach etwas, das ihrer Seele guttut. Niederschwellige Angebote, fantasie- und liebevoll gestaltete Gottesdienste und persönliche Zuwendung wecken Interesse und sind der Schlüssel für Begegnungen. Mir ist darüber hinaus wichtig, für die Schiffsbesatzung da zu sein. Ihr wird z. B. tief in der Nacht nach einem anstrengenden Arbeitstag ein englischsprachiger Gottesdienst angeboten, der immer guten Anklang findet. Mit der Zeit kennt man sich, redet bei verschiedenen Begegnungen miteinander. Dabei spielen oft das Heimweh und das Getrenntsein von den Familien zu Hause eine große Rolle.

Mit welchen Anliegen kamen Passagiere zu Ihnen?
Oft bleibt es bei einem freundlichen Plaudern oder bei allgemeinen Themen über Gott und die Welt. Berichte der Enttäuschung über Erfahrungen mit der Kirche kommen ebenso zur Sprache wie persönliche Anliegen. Manche reden über Dinge, die angesichts des Alters noch zu ordnen sind. Die Bedeutung der Bordseelsorge schätze ich als hoch ein. Zu einem offenen Gespräch trägt auch die Tatsache bei, sich einem Seelsorger anvertrauen zu können, von dem man sich in wenigen Tagen nach Beendigung der Kreuzfahrt wieder verabschiedet.

Kamen Passagiere auch mit Glaubensfragen?
Die Bandbreite der Anliegen ist groß. Von dogmatischen Fragen wie der nach der Trinitätslehre bis zu Glaubenskrisen oder ganz praktischen Anliegen, wie die Sorge der Großeltern über ihre noch nicht getauften Enkelkinder.

Was unterscheidet die Situation an Bord vom Alltag in den Gemeinden?
Der Unterschied liegt meiner Meinung nach darin, dass sich Menschen in einer Urlaubs- und Ruhesituation befinden. Sie wollen ihre Zeit genießen und abschalten. Ständig negative Nachrichten von Krieg und anderen Problemen wenigstens eine kurze

Zeit hinter sich lassen. Nicht wenige begleitet auch der Verlust eines Menschen durch Trennung oder Todesfall und die Erinnerung an frühere gemeinsame Reisen. Es ist eine besondere Situation, die auch Raum zum Reflektieren des eigenen Lebens gibt. Manche nehmen dann gerne die Gelegenheit wahr, den auf dem Schiff präsenten, bisher unbekannten Pfarrer sprechen zu können. Bei den Begegnungen ist der Wunsch nach Verdrängung genauso zu respektieren wie der Wunsch, sich mit den eigenen Problemen auseinanderzusetzen. Wie tief das seelsorgerliche Gespräch geht, kommt immer auf die Situation an, es gleicht einer Gratwanderung.

Sie nehmen ihre Sorgen und Nöte also doch auf die Kreuzfahrt mit? Viele Gäste haben sie in ihrem Reisegepäck. In der entspannten Situation der Kreuzfahrt werden sie von diesen nicht selten eingeholt. Das habe ich immer wieder erlebt. Nach den Gottesdiensten, einem Abendessen oder beim Nachmittagstee. Da kann es auch mal zu einem tiefgehenden Vieraugengespräch kommen.

Die Veranstalter reden nicht gerne darüber. Aber es ist bekannt, dass regelmäßig Passagiere auf Kreuzfahrten über Bord gehen, oft als Suizid: eine letzte schöne Reise, dann Schluss. Sind Menschen mit solchen Absichten zu Ihnen gekommen?
Es hat sich bewährt, dass ich mich zu Beginn jeder Reise beim Schiffsarzt vorstelle, um die Bereitschaft zu signalisieren, zur Stelle zu sein, wenn »Not am Mann« ist. Auch über diese Schiene kam es vor, dass Gäste an den Bordpfarrer vermittelt wurden. Suizide und andere Todesfälle kommen vor, aber lange nicht so häufig, wie oft kolportiert wird. Einen Suizid habe ich an Bord noch nicht erlebt, das Thema war auch nie Gegenstand in den Gesprächen. Todesfälle werden auf dem Schiff diskret behandelt, um bei den Passagieren keine Spekulationen oder gar Verstimmungen hervorzurufen. Bei Todesfällen auf dem Schiff habe ich die Hinterbliebenen in enger Kooperation mit dem Kapitän und der zuständigen Gästebetreuung begleitet und eine mögliche Aussegnung angeboten. Dieser Dienst wird sowohl von den Hinterbliebenen als auch vom Reiseveranstalter sehr geschätzt.

Vielen Dank.

Volker Faigle ist evangelischer Pfarrer im Ruhestand. Er war zuvor auch als Seelsorger auf Kreuzfahrtschiffen tätig. Ludwig Greven ist freier Publizist



Intensität des Erlebens

Der Festival-Tourismus boomt nach wie vor

JÜRGEN KÖNIG

Nur viereinhalb Stunden dauerte es, bis die 85.000 Tickets für das Heavy-Metal-Festival Wacken 2024 ausverkauft waren – nachdem das diesjährige Festival bei Dauerregen und knöchelhohem Schlamm zu Ende gegangen war. Wegen anhaltender Überflutungen hatte man 23.000 Fans nicht mehr auf das Festivalgelände gelassen. Die zumeist aus dem Inland schon angereisten 63.000 Fans aber waren geblieben, hatten unverdrossen getanzt und gefeiert. Der Festival-Tourismus boomt – jedenfalls in der Intensität des Erlebens. Etliche, vor allem kleinere Festivals leiden unter Besucherschwund, doch selbst zum »Rock am Ring« kamen statt der erwarteten 90.000 nur 70.000 Gäste. Die stromhungrige Open-Air-Branche leidet besonders unter den hohen Energiekosten und hat entsprechend die Preise angehoben. Das Wochenende »Rock am Ring« etwa kostete in diesem Sommer gut 40 Euro mehr als 2022: rund 300 Euro, Camping-Ticket inklusive. Andere Großfestivals wie »Hurricane« im niedersächsischen Schaeßel wiederum waren ausverkauft. Doch die Gemeinden haben oft nicht viel mehr davon als ein enormes Verkehrsaufkommen – und wo das Publikum größtenteils gleich auf dem Festivalgelände zeltet und lebt, haben auch

die örtliche Gastronomie und Hotellerie das Nachsehen.

Auch die Klassik-Festivals leiden unter Inflation und hohen Energiekosten – doch trotz entsprechender Preiserhöhungen strömte das Publikum. Bei den diesjährigen Bregenzer Festspielen etwa hob man die Sitzplatzpreise der Seeproduktion um drei Prozent auf zwischen 30 und knapp 200 Euro an – und doch wurde eine Gesamtauslastung von über 85 Prozent erreicht. Auch in Wien, Salzburg, Luzern oder Bayreuth zeigte man sich zufrieden. Dass es in Bayreuth zu Beginn der Festspiele noch Karten gab, wurde mit größter Verwunderung zur Kenntnis genommen – doch am Ende waren die 30 Aufführungen dann auch ausverkauft. Mit seinen rund 60.000 Zuschauern sorgt das Festival auf dem Grünen Hügel einmal im Jahr für einen Tourismusboom in Bayreuth: Vor der Coronapandemie wurden regelmäßig über 50.000 Übernachtungen gezählt, gut 10.000 mehr als im Jahresdurchschnitt. Zu großen Anteilen kommen die Gäste aus dem Ausland.

Wie gezielt Musik- und Opernfestspiele in den Dienst der Tourismusförderung eingesetzt werden, mögen zwei Beispiele aus dem Ausland illustrieren.

Im italienischen Pesaro, der Geburtsstadt des Opernkomponisten Gioachino Rossini, wurde 1980 das »Rossini Opera Festival« gegründet. Zunächst wollte die

Stadt damit vor allem die musikwissenschaftliche Arbeit der ortsansässigen Fondazione Rossini unterstützen. Seit 1969 arbeitete die Stiftung an einer historisch-kritischen Edition auch der unbekannten Rossini-Opern – und sollte nun Möglichkeiten bekommen, Neueditionen auch auf die Bühne zu bringen: eine einzigartige Verbindung von Wissenschaft und Opernpraxis. Etliche der auf diese Weise wiederbelebten Stücke haben es ins Repertoire großer Opernhäuser weltweit geschafft. Und die Aufführungen zogen ein immer größeres Publikum an. Heute ist das Festival neben dem Badetourismus von zentraler Bedeutung für die Stadt. Vor, auf und hinter der Bühne beschäftigt es an drei Spielstätten rund 600 Menschen – und strahlt weit über die Landesgrenzen hinaus. Rund 70 Prozent der rund 30.000 Festivalgäste kommen aus dem europäischen Ausland, aus den USA und Japan – für das nächste Jahr plant das Festival gezielte Werbeauftritte in Dubai und Shanghai. Dass Pesaro im kommenden Jahr die »Kulturhauptstadt Italiens« sein wird, sei einzig dem Festival zu verdanken, erklärt dessen Intendant, Ernesto Palacio, nicht ohne Stolz.

Auf ein internationales Publikum zielt auch das alljährliche Wagner-Festival von Sofia. Bulgarien ist ein Land ohne jede Wagner-Tradition – da stellt ein solches Festival eine immense Leistung dar. Gleich

Auch die Klassik-Festivals leiden unter Inflation und hohen Energiekosten – doch trotz entsprechender Preiserhöhungen strömte das Publikum

sieben Wagner-Opern wurden in diesem Sommer gegeben, und von wenigen Ausnahmen abgesehen waren alle Partien mit bulgarischen Sängerinnen und Sängern besetzt. Ihnen will Intendant Plamen Kartaloff ein Schaufenster bieten, er will mit dem Festival die Musikkultur Bulgariens erweitern – und nebenbei sein Land als Opernreiseland etablieren. Was auch zu gelingen scheint. Genaue Zahlen gibt es nicht, doch traf man im sommerlichen Parkett des Opernhauses von Sofia ein ums andere Mal nicht wenige Deutsche, Briten, Franzosen, Amerikaner, Japaner. Viele kamen erklärtermaßen auch, um sich nicht dem modernen Regietheater der Wagner-Festspiele von Bayreuth aussetzen zu müssen, sondern um traditionelle, gewissermaßen »originale« Wagner-Aufführungen zu erleben – etwa den kompletten »Ring des Nibelungen«, inszeniert von Plamen Kartaloff, geleitet vom deutschen Dirigenten Constantin Trinks. Der ist seit 2015 beim Wagner-Festival von Sofia regelmäßig dabei und spricht von »harter Arbeit«, aber auch von einer »tollen Wegstrecke«, die insbesondere das Orchester in den letzten acht Jahren stilistisch zurückgelegt hätte – in der Arbeit an den Opern Richard Wagners.

Jürgen König ist Autor sowie Kultur- und Reisejournalist



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

Reisefreiheit oder organisierter Spaß

Auch die Ostdeutschen erfüllten sich ihre Urlaubssehnsüchte

REGINE MÖBIUS

Mit der DDR verschwand auch der Plattensee«, schrieb die ungarische Schriftstellerin Noémi Kiss in ihrer Erzählung »Honeckerschlappen«. Weiter: »Als junges Mädchen konnte ich kaum erwarten, bis es Sommer war und wir zum Plattensee fuhren. Nicht nur, weil ich baden wollte, im Schlamm wühlen, am Steg angeln. Sondern weil ich dann die deutschen Mädchen treffen würde. Die deutschen Mädchen kamen im Wartburg oder im Trabant. Genau wie wir, mit fünf Kilo Kartoffeln auf dem Dach, weil am Plattensee das Gemüse teurer war, wegen der Deutschen. Sie kamen jedes Jahr, und wir wurden zusammen groß. Den ganzen Sommer spielten wir, im Bikini, im Unterhemd, in schlabbri- gen Trainingsanzügen und Turnhosen oder auch nackt, denn für die deutschen Mädchen war das normal. Sie bekamen einen Busen, und immer noch lagen sie ohne Bikini am Strand. Ungezwungen, glücklich, laut waren sie. (...) Im Wasser spielten wir mit den Deutschen, denen wir dann Jahre später von Budapest aus halfen, über die Grenze in den Westen zu kommen.«

Ja, der Plattensee, im Ungarischen: Balaton, war das sommerliche Sehnsuchtsziel vieler in der DDR. Man traf alte Bekannte aus Dresden und Schwerin, lernte neue kennen aus Amsterdam oder Linz. Tauschte Gedanken aus und Adressen. Die anderen wollen wissen, ob dieser Urlaub für Ostler auch so preiswert sei wie für sie? Nein! Campingurlauber aus der DDR erkannte man unter anderem daran, dass sie zur Abendbrotzeit ihre kleinen 90-Pfennig-Wurstdosens auf den Tisch brachten: Blutwurst, Leberwurst, Jagdwurst, Mortadella. Die Auswahl zwischen vier Sorten überschaubar, Restaurantbesuche waren kaum möglich. Viele trafen sich am Balaton mit ihren Verwandten aus Westdeutschland, die einen sehr günstigen Umtauschkurs hatten. Besonders

beliebt war der deutsch-deutsche Zeitungstausch: Westdeutsche Camper brachten Stapel von Magazinen und Wochenzeitungen mit. Vom Spiegel bis zur Frau im Bild konnte man in die Abgründe bundesdeutscher Zeitungswirklichkeit tauchen. Die Vorstellung, dabei frei und unbeobachtet zu sein, erwies sich als irrig.



FOTO: OLAF ZIMMERMANN

1996 fand ich bei Einsicht in meine Stasiakte minutiös aufgelistet, mit wem ich mich wann am Balaton unterhalten und welche Zeitungen ich mir von wem ausgeborgt hatte, sogar, mit wem ich abends Pálinka getrunken hatte.

Höhepunkt der Ferien war ein Kurztrip nach Budapest, dem Paris des Ostens. Dort kaufte man das eine oder andere Paperback westdeutscher Verlage, Nivea-Creme oder Kleidung aus kleinen, privaten Schneidereien, die in den Höfen der prächtigen Budapester Gründerzeithäuser angesiedelt waren.

Wer privat an die »Riviera« der DDR-Urlauber reisen wollte, d. h. ans Schwarze Meer nach Bulgarien, musste für einen Urlaub über das DDR-Reisebüro tief ins Portemonnaie greifen oder die land-schaftlich reizvollen Campingplätze mit

in beiden Städten eine scheinbar unerschöpfliche Verbindung von Poesie und Musik. Viele DDR-Familien blieben jedoch im Land. Die Möglichkeiten eines privaten Urlaubs waren begrenzt. Das Reisebüro verfügte über eine vergleichsweise geringe Zahl an Ferienhotels. Privatquartiere wurden streng reglementiert, in besonderer Weise die an der Ostseeküste. Dort regelte das DDR-Grenzgesetz, dass Einheimische nur an Verwandte vermieten durften. Und so mancher gute Freund eines Küstenbewohners mutierte zum »Großcousin« oder bekam die Garage »schwarz« vermietet. Zu den Verboten gehörte auch die Tour mit dem eigenen Boot auf der Ostsee. Trotzdem endete mancher Ostseurlaub mit nächtlicher »Republikflucht« per Boot. Deshalb

holten wohl Grenzsoldaten Luftmatratzen-Schwimmer, die sich verdächtig weit vom Strand entfernt hatten, sofort zurück.

Das permanente Misstrauen gegenüber den eigenen Landsleuten vertrug sich schlecht mit dem Prestigeobjekt »Hotel Neptun« im Ostseebad Warnemünde, mit dem die DDR auch im Bereich Tourismus Welt- und Westniveau beweisen wollte. Ins Leben gerufen hatte es Walter Ulbricht. Der 19-stöckige Bau wurde von der schwedischen Firma SIAB in Strandnähe errichtet und im Juni 1971 eröffnet als ein Hotel, in dem nur mit Devisen bezahlt werden konnte. Locken wollte die DDR den betuchten Westurlauber. Doch nach der Entmachtung Walter Ulbrichts kam es

anders. Sein Nachfolger Erich Honecker versprach »Wohltaten fürs Volk«, und das »Neptun« öffnete auch den Werk-tätigen die Tore. 80 Prozent der Hotelkapazität durften nun für FDGB-Urlauber, kurz für Freier Deutscher Gewerkschaftsbund, bereitgestellt werden. Dass in ausgesuchten Zimmern Mikrofone und Kameras installiert waren, um über die deutsch-deutschen Kontakte informiert zu sein, hätte man ahnen können.

Vielleicht auch deshalb praktizierten die Zelter eine ganz andere Form des Urlaubs; 1954 zählte die DDR-Statistik 10.000, 1959 schon 172.000 und 20 Jahre später eine halbe Million Campingfreunde. Sie währte sich frei jeder Kontrolle.

Während der acht Wochen Sommerferien waren besonders beliebte

Campingplätze allerdings überlaufen, außerdem war ein Zeltschein nötig, um überhaupt sein wasserdichtes Stoffhaus aufschlagen zu dürfen. Das Anstehen dort nach Brötchen, Bier oder Eis und die gewöhnungsbedürftigen Sanitäranlagen schreckten die Zelter nicht ab.

Wem all das zu umständlich oder zu teuer war, wer keinen privaten Rückzugsort in die eigene »Datsche«, ein Grundstück mit eigenem Garten- oder Wochenendhaus hatte, bewarb sich um einen Platz in den preiswerten, aber einfachen FDGB-Ferienheimen. Die Ferienkommissionen der Betriebe entschied nach einem Punktesystem, wer fahren durfte und wer nicht. Urlaub im FDGB-Heim war beliebt, obwohl es sich um einen Massenurlaub mit ge-regelten Essenszeiten und organisier-tem Spaß handelte. Ein Sieben-Tage-Urlaub im Harz kostete 1960 17,50 Mark. Aufenthalte an der Ostsee waren etwas teurer, und man musste eine beträch-liche Punktzahl aufweisen, um für einen solchen Platz infrage zu kommen. Für besonderes gesellschaftliches En-gagement gab es auch besondere Rei-semöglichkeiten. Beispielsweise Bet-ten in Interhotels und Kajüten auf den FDGB-Schiffen »Völkerfreundschaft« oder »Fritz Heckert«, die ihren Namen 1959 dem KPD-Gründungsmitglieds Fritz Heckert verdankte, der zu Lebzeiten mit Walter Ulbricht befreundet war und von den DDR-Offiziellen als Held verehrt wurde. In den 1980er Jahren kam die »Arkona« dazu, das »Traum-schiff für Arbeiter und Bauern«.

Inzwischen kann man ohne Punkt-zahl an die Ostsee reisen. Vermutlich zu einem höheren Preis. Auch ans Schwarze Meer oder an den Balaton fahren die einst dorthin Reisenden ge-legentlich noch.

»Der ungarische See ist zu einem globalisierten Touristenzentrum ge-worden, glitzernd und funkelnd, Well-nesshotels, Jachthäfen und gewaltige Einkaufszentren entstehen. Auf dem deutschen Campingplatz schlagen die Holländer und Dänen ihre Zelte auf. Für sie mähen und gießen die Ungarn jetzt das Gras«, resümierte Noémi Kiss am Ende ihrer Erzählung.

Regine Möbius ist Schriftstellerin und Vorsitzende des Arbeitskreises gesellschaftlicher Gruppen der Stiftung Haus der Geschichte

Von der Reisetruhe zum Rollkoffer

Eine kleine Kulturgeschichte des Reisegepäck

LUDWIG GREVEN

Ötzi stieg vor über 5000 Jahren mit einer Gürteltasche und einer Rückentrage auf die Berge, darin neben Werkzeugen, Waffen und Medikamenten ein Glutbehälter für das lebensrettende Feuer. An Kleidung hatte er nur die Felle, die er auf dem Leib trug. Hannibal zog 3000 Jahre später mit Elefanten und großer Kriegs- und persönlicher Ausrüstung über die Alpen, in den Krieg gegen Rom. Nomaden schleppen bis heute ihre Habseligkeiten zu Fuß, auf Pferden, Eseln, Ochsen, Kamelen oder Karren. Herrscher und Herrschaften hatten dafür Träger, so wie heute die Massen an Mount-Everest-Touristen Sherpas, die gelegentlich für sie ihr Leben riskieren.

Der Zweck der Reise, die Art des Reisens, die Transportmittel und auch die gesellschaftlichen Verhältnisse spiegelten sich schon immer auch im Reisegepäck wider. Einer der ältesten erhaltenen Koffer stammt aus dem Grab Tutanchamuns. Er diente dem ägyptischen Pharao, gefüllt mit edlen

Schätzen, vermutlich für die Reise ins Jenseits. Die alten Römer und Griechen reisten mit hölzernen, mit Kupfer beschlagenen Truhen, je nach Wohlstand ihrer Besitzer auch mit Ornamenten aus Edelmetallen oder Elfenbein verziert. Auch im Mittelalter und bis in die Neuzeit waren Truhen, meist gewölbt, damit das Regenwasser ablaufen konnte, das bevorzugte Aufbewahrungsmittel für all das, was man mit sich führte. Den Wikingern dienten sie auf langen Seereisen sogar als Schlafplatz. Für die große Fahrt nahmen Wohlhabende in Schrankkoffern oft ihre gesamte Garderobe mit und Weiteres, was das Leben unterwegs angenehm macht.

Als mit der industriellen Revolution durch Eisenbahn, Dampfschiffe, später Autos und Urlauberjets das Reisen demokratisiert und popularisiert wurde, entwickelten Louis Vuitton und andere erst flache, stapelbare Truhen, dann Koffer als moderne Gepäckbehälter, die auch ohne Diener bewegt werden konnten. Im ehemaligen Konzentrationslager Auschwitz zeugt ein großes Lager voller Koffer mit den Namen der früheren Besitzer darauf von der letzten »Reise« von Millionen Opfern der Nationalsozialisten in die Vernichtung

in den Gaskammern. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Italien Sehnsuchtsort vieler Westdeutscher. Mit Campingausrüstung, Kind und Kegel querten sie in voll beladenen Autos die Alpen gen Süden, dem Strandurlaub entgegen. Goethe hatte einst für seine Kulturreise nach Arkadien noch Wochen und Monate gebraucht, mit Reisekisten auf der Kutsche. Mit dem aufkommenden Massentourismus und der Kommerzialisierung des Reisens wurde dann auch das Gepäck standardisiert, damit es in die Reisebusse, Flugzeuge und Autos passte.

Meine Eltern besaßen einen riesigen grünen Koffer. Den schickten sie mit der Bahn voraus, wenn sie mit uns fünf Kindern im Sommer zunächst nach Holland ans Meer, später in die Schweizer Berge aufbrachen. Darin Kleidung für die ganze Familie, Wanderschuhe, Spiele und Reiselektüre. Als ich mit den Pfadfindern ins Zeltlager durfte, verstaute ich meine Sachen in einem Rucksack, »Affe« genannt, weil er auf der Vorderseite eine Art Pelz hatte. An Bändern und Ösen konnte ich Schlafsack, Luftmatratze, Feldflasche und Schuhe befestigen, so wie vordem Wandersleute und Soldaten. Als ich nach dem Abitur mit drei Freunden in einem uralten

Käfer durch Frankreich fuhr, war das Gepäck knapp bemessen: Zelt, Schlafsäcke, Kochausrüstung und Vorräte kamen in das Abteil hinter der Rückbank. Und da unter der Vorderhaube nur wenig Platz war, durfte jeder nur eine kleine Tasche mit zwei T-Shirts, drei Unterhosen, Socken, einer Hose zum Wechseln und Waschzeug mitnehmen – dazu »Rei in der Tube«. Für spätere Fernreisen und Trekkingtouren schaffte ich mir verschiedene Rucksäcke, voluminöse Reisetaschen und Koffer an, von denen die meisten längst das Zeitliche gesegnet haben. Heute reise ich wie viele mit Rollkoffer oder bei kürzeren Fahrten mit einer kleinen Tasche und einem Rucksack für Laptop und persönlichen Bedarf. Das Rattern der rollbaren Koffer ist vor allem in großen Städten, aber auch kleineren Urlaubsorten zum Schrecken Einheimischer geworden, zeugt es doch vom Einfall der modernen Nomaden.

Als Reisen noch Luxus Reicher und Abenteuerlustiger war, reisten sie mit Kisten und Kasten, in Postkutschen, auf Dampfzügen und in Schlafwagen der ersten Eisenbahnen. Seeleute griffen zum Seesack, Reiter verstaute ihr Gepäck in Satteltaschen, Ärmere begnügten sich mit Pappkoffern und Reisebündeln. Der Massentourismus brachte auch hier einen Wandel: vom Leder- zum Schalenkoffer mit Rädern, vereinheitlicht wie die Reiseprogramme und -ziele, sodass

man am Gepäckband am Flughafen aufpassen muss, nicht zum Falschen zu greifen. In den 1950er und 1960er Jahren zeugten Aufkleber auf den Koffern stolz von den Orten, die man schon bereist hatte. Heute verbreitet man das stattdessen in den sozialen Medien.

Gepäck muss in der Neuzeit vor allem eines sein: praktisch, leicht, schnell zu verstauen. Und während die einen sich immer noch mit mehreren Koffern und Taschen in den Zug oder den halben Hausstand für den Urlaub in und auf ihr Auto, den Camper oder das Fahrrad quetschen, fliegen die anderen wegen des Kofferchaos an den Flughäfen und den immer höheren Zusatzpreisen der Billigflieger nur noch mit Handgepäck. Den Rest kann man ja, das nötige Geld vorausgesetzt, am Urlaubsziel erwerben. Und im Sommerurlaub braucht es eh nicht so viel an Kleidung.

Für das Wichtigste auf Reisen benötigt man sowieso kein Gepäck: Neugier, Weltoffenheit und Interesse an Land, Leuten und Kultur. Wie werden wir und unsere Nachfahren in Zukunft reisen? Nur noch mit Kreditkarte, Apps oder aus ökologischen und Klimagründen lediglich digital – ohne Gepäck, ohne persönliche Erfahrungen und Eindrücke als wichtigstes Souvenir?

Ludwig Greven ist freier Journalist und Autor

Ausgewandert und Angekommen

Deutsch-Hebräische Schriftkunst

KLAUS-DIETER LEHMANN

Das Entsetzen über den Holocaust mit den unfassbaren Zahlen von über sechs Millionen ermordeten europäischen Juden war so erdrückend, dass es lange Zeit den Blick auf das Schicksal der Emigranten verstellt hat. Im Jahr 1933 gab es etwa 500.000 Juden in Deutschland. Das entsprach ungefähr einem Prozent der Gesamtbevölkerung. Trotz der anti-jüdischen Politik war zunächst nur eine Minderheit bereit, Deutschland zu verlassen. Am Ende war ungefähr die Hälfte von ihnen emigriert – in eine ungewisse Zukunft.

Ein Großteil der Emigranten waren Vertreter der Wissenschaft, der Künste, der Literatur, des Theaters. Es war ein tiefer Einschnitt für die Vertriebenen, die aus ihrem jeweiligen Lebenszusammenhang und Schaffensprozess herausgerissen wurden und eine Katastrophe für Deutschland, das unwiederbringlich eine große geistige Substanz verlor. Einigen gelang es, ihre Entwicklung erfolgreich fortzusetzen, sie konnten in der neuen Heimat produktiv wirken, andere konnten nicht wieder Fuß fassen. Es lohnt sich, den Einzelschicksalen nachzuspüren, um dem namenlosen Schicksal Gesichter zu geben und auch wirksam gebliebene deutsch-jüdische Beziehungen zu erkennen.

Eine faszinierende Geschichte betrifft in diesem Zusammenhang die Entstehung der hebräischen Schriften, des Grafikdesigns und der Buchgestaltung des 1948 gegründeten Staates Israel. Die intensiven Forschungen des Israel Museums Jerusalem und des Literaturarchivs Marbach konnten belegen, dass insbesondere drei Schriftkünstler,

die wegen der nationalsozialistischen Machtergreifung Deutschland verlassen mussten und in Palästina eine neue Heimat fanden, als Pioniere einer neuen Formensprache Israels für Schrifttypen, Embleme und Buchgestaltung gelten können: Francisca Baruch, Henri Friedlaender und Moshe Spitzer. Alle drei hatten ihr Handwerk in Deutschland, bevorzugt in Leipzig und Berlin, gelernt. Sie



waren unter dem Einfluss von Expressionismus und Bauhaus damals auf der Suche nach zeitgemäßen Schrifttypen für das moderne Hebräisch, dessen Drucklettern sich letztlich noch immer an den mittelalterlichen Handschriften Europas orientierten. Seit den frühen Drucken des späten 15. Jahrhunderts hatten sich die Formen der hebräischen Lettern kaum verändert, und die meisten Druckschriften ahmten kalligrafische Texte nach. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Deutschland zu einem Zentrum moderner hebräischer und jiddischer Kultur und Verlagstätigkeit in Europa. In Leipzig und Berlin entstanden Verlage und Zeitschriften, die Literatur, wissenschaftliche Arbeiten, Editionen alter jüdischer Texte und zeitgenössischer Literatur in deutscher, hebräischer und jiddischer Sprache publizierten.

Francisca Baruch, in Hamburg geboren, in Berlin aufgewachsen, arbeitete mit der hebräischen Kulturszene eng zusammen, bis sie 1933 nach Palästina

emigrierte. Für die Tageszeitung Ha'aretz gestaltete sie 1936 den Titelschriftzug, der bis heute genutzt wird. Im Auftrag des Verlegers Salman Schocken entwarf sie die viel genutzte Schrifttype »Schocken«. 1948 wurde eine Reihe von offiziellen Insignien des Staates Israel entworfen, das Emblem der Stadt Jerusalem, Banknoten usw. Ihre Schrifttype »Stam« findet noch immer auf dem offiziellen Briefpapier des Staates Israel Verwendung. Buchgestalterische Arbeiten für die großen Verlage runden das Bild ab.

Henri Friedlaender, in Berlin aufgewachsen, absolvierte seine Ausbildung in Leipzig an der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe und arbeitete ab 1929 als Gestalter für die Leipziger Offizin Haag-Drugulin. Wegen der jüdenfeindlichen politischen Entwicklung in Deutschland floh er in die Niederlande und arbeitete dort erfolgreich als Buchgestalter. Ab 1942 musste er sich wegen der deutschen Besatzung versteckt halten. 1950 zog er mit seiner Familie nach Jerusalem. Er wurde als Leiter der Druckereischule in Jerusalem zu einem einflussreichen Lehrer für die jungen Schrift- und Buchgestalter. Sein großer Erfolg wurde die moderne hebräische Schrifttype »Hadassah«, die das Schriftbild in Israel deutlich prägt.

Moshe Spitzer, geboren in Boskowitz im heutigen Tschechien, wuchs in einer traditionell geprägten jüdischen Familie auf. Er ist ab 1932 zunächst als Sekretär von Martin Buber tätig, Typografie und Buchgestaltung sind seine Passion. Von 1933 bis 1938 gestaltete er die »Schocken-Bücherei«, eine Zusammenstellung der besten hebräischen und jiddischen Texte. 1939 gelang ihm die Flucht nach

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Deutschland zu einem Zentrum moderner hebräischer und jiddischer Kultur und Verlagstätigkeit in Europa. In Leipzig und Berlin entstanden Verlage und Zeitschriften, die in deutscher, hebräischer und jiddischer Sprache publizierten

Palästina. Er begann in Jerusalem mit einer eigenen Schriftsetzerei und Schriftgießerei und gründete den Verlag Tarshish. Auch er entwickelte neue Schrifttypen, die breite Anwendung fanden.

Als das Israel Museum die gestalterische Arbeit der drei Grafikgestalter in einer eigenen Ausstellung anlässlich der Feierlichkeiten zu »50 Jahre deutsch-israelische Beziehungen« 2015 präsentierte und die vielfältigen Beziehungen zwischen modernem hebräischem und deutschen Schrift- und Buchdesign vor dem Hintergrund der deutsch-jüdischen Geschichte vermittelte, war es ein sensationeller Erfolg, der eine entstandene Lücke der gemeinsamen Erinnerung schloss. Die Kuratorin Ada Wardi bereitete die Ausstellung später auch für das Druckkunstmuseum in Leipzig 2017 auf.

Israel feiert in diesem Jahr sein 75-jähriges Bestehen, ein guter Zeitpunkt, sich an diese Beziehungen zu erinnern. Es ist ein schwieriges Jahr für das Land. Die Sorge um die demokratische Verfassung führt inzwischen zu landesweiten Protesten. Israelfahnen und zahlreiche Protesttafeln vermitteln die gemeinsamen Überzeugungen. Die Schrifttypen auf den Postern und Tafeln entstammen zu großen Teilen dem Lebenswerk dieser Schriftkünstler. Die Schriften haben inzwischen eine elektronische Transformation erfahren und prägen nach wie vor wesentlich das Schriftbild in den verschiedenen Anwendungsbereichen.

Klaus-Dieter Lehmann ist Kulturmittler. Er war Präsident des Goethe-Instituts und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz sowie Generaldirektor der Deutschen Bibliothek

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Deutscher Kulturrat

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft — Olaf Zimmermann

Jetzt bestellen:

Mein kulturpolitisches Pflichtenheft

Olaf Zimmermann, der langjährige Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, legt sein ganz persönliches kulturpolitisches Pflichtenheft vor, in dem er zeigt, welche Themen unter welchen Rahmenbedingungen die Arbeit auf der Kulturbaustelle heute bestimmen, oder bestimmen sollten. Die Themenbereiche sind: Werte, Kunst, Medien, Handel, Bildung, Religion, Erinnerung, Digitales, Natur und Nachhaltigkeit.

216 Seiten · 19,80 Euro · ISBN 978-3-947308-38-5

Jetzt im
Online-Shop!
↓
www.kulturrat-shop.de



Luftaufnahme des vom Goethe-Institut unterstützten Projekts »Monumen Antroposen«

Von Kunstkollektiven in der Kulturindustrie

Kultur- und Kreativwirtschaft in Indonesien

INGO SCHÖNINGH

Als sich im September letzten Jahres die Kulturminister der G-20-Länder zu einer mehr-tägigen Konferenz in Borobudur (Java) trafen, wurde beim abendlichen Empfang als Dresscode, jenseits aller häufig eher westlich geprägten Diskurse um kulturelle Aneignung, das Tragen eines Batikhemdes besonders erwünscht: Kaum etwas verkörpert die indonesische Identität so sehr wie diese 1.400 Jahre alte Färbekunst, die auch auf der Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit steht.

Nun ist diese Kulturtechnik – in javanisch bedeutet »mbatik«, etwas mit Wachs zu schreiben – nicht nur ein lebendiges Zeichen des hierzulande viel zitierten »local wisdom«, sondern auch eine florierende Industrie. Laut einer aktuellen Publikation des Außenministeriums aus diesem Jahr ist der Subsektor »Fashion« neben »Culinary« und

Die institutionelle Verankerung der Kreativwirtschaft in Indonesien weist eine überraschende Zweiteilung zwischen Kreativwirtschaft und Kunstförderung auf

»Craft« der personalintensivste Bereich der indonesischen Kreativwirtschaft, die insgesamt ein BIP von 82 Milliarden US-Dollar aufwies und sich nach der Coronapandemie vergleichsweise resilient zeigte. Weiterhin wird der Kultur- und Kreativwirtschaft global ein immenses Wachstumspotenzial zugeschrieben, und entsprechend fokussiert sich auch in Indonesien die politische Aufmerksamkeit auf diesen Sektor.

Dies zeigt sich beispielsweise an der Rolle Indonesiens als Gastgeber der 3. Weltkonferenz der Kreativwirtschaft (WCCE), die 2021 auf Bali stattfand, oder an den erfolgreichen Bemühungen, in

einschlägige UNESCO-Netzwerke aufgenommen zu werden. So ist Bandung, die Hauptstadt von Westjava, bereits seit 2004 im UNESCO Creative Cities Network und nimmt damit eine Vorreiterposition ein; Jakarta ist seit 2021 eine von 42 UNESCO Cities of Literature. »Städte wie Jakarta investieren in solche Netzwerke, um ihre internationale Sichtbarkeit zu fördern«, sagt Claudia Kaiser, stellvertretende Leiterin der Frankfurter Buchmesse und seit Jahrzehnten für den asiatischen Markt zuständig. Auch in Deutschland wird diesem Städtenetzwerk der UNESCO eine hohe Bedeutung beigemessen: Eckart Würzner, Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg, die ebenfalls eine UNESCO City of Literature ist, nannte es gar »die höchste Auszeichnung unserer Stadt«.

Kulturwirtschaftliches Potenzial ergibt sich für die Städte und nicht zuletzt für die Autorinnen und Autoren vor allem auch aus dem internationalen Netzwerk. Ganz konkret zeigt sich das beispielsweise in der Übersetzungsförderung: »Eines unserer Ziele ist es, die Buchhandlungen, Verlage und Übersetzer*innen dabei zu unterstützen, ihre Vermittlungsarbeit zeitgenössischer oder relevanter Literatur aus vergangener Zeit zu leisten«, so die Leiterin des Kulturamts in Heidelberg. Das Goethe-Institut nimmt dieses kultur- und kreativwirtschaftliche Engagement auf, unterstützt Lyrik-Übersetzungsprojekte zwischen Heidelberg und Jakarta und lotet dabei auch die Möglichkeiten und Grenzen der KI-unterstützten Übersetzungen aus.

Ein weiteres Beispiel ist die Creative City Bandung. Dort setzt das Goethe-Institut vor allem auf europäische Kooperationen. Gemeinsam mit dem Institut français und der lokalen Rakarsa Foundation entstand 2021 mit dem Projekt Rubicon eine Plattform für Kunst- und Kreativschaffende und zivilgesellschaftliche Initiativen, um gemeinsam Lösungen für konkrete urbane Probleme zu entwickeln: »Rubicon wurde aus einem Geist der Zusammenarbeit und Erkundung heraus konzipiert, den wir unbedingt beibehalten wollen. Dies legt den Grundstein für eine Mischung aus analytischen und erfahrungsbasierten Erkenntnissen, um künftige Initiativen zu gestalten«, so Endira F. Julianda von der Rakarsa Foundation. Nach einem Hackathon entstanden Prototypen

für Bildungsprogramme an der Schnittstelle von Musik und Nachhaltigkeit für Kinder und Jugendliche in lokalen Nachbarschaften: taktile Kunstinstallationen im öffentlichen Raum als Wegweiser für Menschen mit Sehbehinderungen oder Bottom-up-Entwicklungsinitiativen in den Communitys.

Neben diesen internationalen Netzwerken bilden sich auf lokaler Ebene kultur- und kreativwirtschaftliche Ökosysteme, die sowohl von Kommunen als auch von Kunstkollektiven genutzt werden, um sich als kultureller Standort oder Gruppe zu positionieren. Dies führt nicht nur zu mehr Aufmerksamkeit, sondern wird auch staatlicherseits unterstützt. Exemplarisch hierfür ist die Gemeinde Bantul im Sultanat Yogyakarta, die sich um den UNESCO-Status als »Craft City« bemüht, der handwerkliche Schwerpunkt des Creative-City-Netzwerks. Ein hervorzuhebendes Projekt in dieser Gemeinde ist das »Monumen Antroposen«: ein dreistöckiger, tempelartiger Bau neben einer Müllhalde, gebaut aus recyceltem Plastik, der sich direkt aus der Halde speist. Auf den Wänden des Gebäudes wird die Geschichte des Wandels der Beziehung zwischen dem Menschen und seiner Umwelt visuell dargestellt: Auf der ersten Ebene die Epoche des Holozäns, im zweiten Stock die des Anthropozäns und schließlich, ganz oben, die positive Vision einer Zirkulärwirtschaft, die einhergeht mit der Reintegration der Menschheit in die Natur. Dieser transzendente Aspekt des Monuments nährt sich aus der javanischen Kosmologie des »Memayu hayuning bawana«: der Verpflichtung, die Welt zu verbessern, indem die physische Umwelt und das geistig-spirituelle Umfeld gleichermaßen gepflegt werden. Zur praktischen Umsetzung und langfristigen Finanzierung dieses Projekts wurde neben dem Monument ein Makerspace als kreativwirtschaftliches Produktionsgebäude gebaut, welches nach Fertigstellung der lokalen Community zur Verfügung steht. Hier befinden sich Schredder und Umformungspresen zur Bearbeitung des Plastikmülls, außerdem finden Workshops statt, in denen aus upcyclebarem Material Kunst- und Handwerksobjekte geschaffen werden.



Auch ein kleiner Shop ist in das Gebäude integriert.

Die Kombination aus künstlerischem Ansatz und nachhaltiger, kulturwirtschaftlich-ökonomischer Umsetzung, die sich nicht nur beim »Monumen Antroposen«, sondern auch in der Arbeit zahlreicher aktivistischer Kollektive zeigt, ist keineswegs ganz selbstverständlich.

Die institutionelle Verankerung der Kreativwirtschaft in Indonesien weist eine überraschende Zweiteilung zwischen Kreativwirtschaft und Kunstförderung auf. Das »Ministerium für Tourismus und Kreativwirtschaft« ist dem als »koordinierend« hervorgehobenen Ministerium »Maritimes und Investment« zugeordnet. Das Geld liegt hier nicht auf dem Land, sondern im maritimen Raum – und Touristen teilen sich mit der ökonomisch relevanten Kulturindustrie die Ressourcen. Die Kunstförderung hingegen untersteht dem Ministerium für Bildung und Kultur, welches wiederum vom Ministerium für »Menschliche Entwicklung und Kulturelle Angelegenheiten« koordiniert wird.

In der Presse wurde gut dokumentiert, dass neben dem Kultur- und Bildungsminister und seiner Delegation auch das Ministerium für Tourismus und Kreativwirtschaft Vertreterinnen und Vertreter zum diesjährigen Cannes-Filmfestival entsandte. Spricht das für eine Doppelstruktur? Gugi Gumilang, geschäftsführender Direktor von InDocs, einer indonesischen Dokumentarfilmorganisation, erläutert: »Danaindonesia, die maßgebliche Förderinstitution für indonesische Kultur, die dem Kulturministerium zugeordnet ist, bietet seit einigen Jahren dem Kulturbetrieb finanzielle Unterstützung, die sich in alle künstlerischen Sparten ausdifferenziert. Parallel investiert das Ministerium für Kreativwirtschaft in tendenziell marktfähige Produkte. Hier liegt das Förderinteresse – jedenfalls in der Filmbranche – eher auf der Chance, die Filme international profitabel zu verleihen.« So legt die institutionelle Konstruktion, im Einklang mit den Strategiepapieren des Ministeriums, nahe, dass im Ministerium für Kreativwirtschaft die Monetarisierung von »Business Opportunities« ebenso im Vordergrund steht wie die Professionalisierung in der Sicherung von Urheberrechten, die Etablierung von Lieferketten und die Ausnutzung globaler Marktchancen.

Diese Trennung von Kreativwirtschaft und Kunstförderung, wie sie

sich in den Förderstrukturen Indonesiens – aber durchaus auch Deutschlands – zeigt, birgt immer die Gefahr einer instrumentellen, auf die Marktfähigkeit des künstlerischen Produkts ausgerichteten Perspektive auch da, wo es um den langsamen Aufbau wirtschaftlich nachhaltiger Strukturen geht. Künstlerisch-aktivistische Graswurzelinitiativen kämpfen vor allem im Globalen Süden regelmäßig um ihre ökonomische Existenz. Doch insbesondere solche Projekte, die mit künstlerischen

Künstlerisch-aktivistische Graswurzelinitiativen kämpfen vor allem im Globalen Süden regelmäßig um ihre ökonomische Existenz

Mitteln ortsspezifische Wirksamkeit entfalten wollen, benötigen viel Zeit zur Reflexion; sie benötigen das Wissen um die Bedürfnisse der Anwohnerinnen und Anwohner sowie eine genaue Kenntnis der Erzählungen und Praktiken vor Ort, um dort angemessen arbeiten zu können. Hier sind subversive Strategien gefragt, um die Strukturen der globalen, institutionalisierten Netzwerke so zu nutzen, dass sie sowohl die von politischen Agenden geprägten Aufmerksamkeitsmärkte bedienen als auch kulturelle und lokale Relevanz erzeugen können.

Das »Monumen Antroposen« ist in diesem Spannungsfeld ein gutes Beispiel, einerseits als weithin sichtbares, edukatives Kunstwerk im Raum und andererseits als produktiver Ort der Zirkulärwirtschaft, von der auch konkret ökonomisch profitiert wird.

Ingo Schöningh leitet die regionale Programmarbeit der Goethe-Institute in Südostasien. In dieser Funktion war er auch für das »Monumen Antroposen« zuständig

GOETHES WELT

In Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut veröffentlicht Politik & Kultur in jeder Ausgabe einen gemeinsamen Beitrag.

Kurz-Schluss

Wie mich eine laut Lauterbach nötige Erfassung all meiner Daten (zwecks materieller Gesundheit des Gesundheitswesens und der Patienten) ruinierte

THEO GEISLER

Nein, versprochen (wenn auch gekreuzte Finger hinterm Rücken): Diesmal schreibe ich nix über meine Angst vor Künstlicher Intelligenz. In meinem Geriatrie-Podcast samt persönlicher Ratgeber-Funktion »Happy über achtzig« antwortete mir ein Dr. Eckart von Hirschhütte oder so ähnlich (mein Gedächtnis!): »Machen Sie sich keine Sorgen. Ihr Rentnerjob wird eh nicht mehr gebraucht. Primitive Texte in Ihrer verschrobenen Diktion liefert mein elektronischer Garagentoröffner minütlich in besserer Qualität. Denken Sie an unser moralisches Motto: Rente ist Gnade. Da Sie ein beratungsintensiver Kalkhaufen sind, erhalten Sie diese Unterstützung nur noch zweimonatlich. Dafür verdoppelt sich Ihr individueller Erkrankungs-Risiko-Beitrag ab sofort auf zehntausend Dollar.«

Ach so: Sie gehören vielleicht zur Sekte der Info-Verweigerer. Wir schreiben bekanntlich das »Superjahr drei« nach Eingliederung der BRD als 54. Staat in die USA (das war 2024 nach alter Zeitrechnung). Fakten, null Fakes! Da sind wir uns hoffentlich noch einig. Governor Norbert Röttgen verkündete

gerade triumphierend im Smog-TV (horizontweite Himmelsprojektion plus Gesamtbeton-Akustik-Transport), dass die nach der kurzfristigen Besatzung Frankreichs durch russische Elite-Selbstmörder für ungültig erklärten Pariser Klimaziele derzeit wie versprochen nur um das Siebzehnfache übertroffen würden. Oktober-Höchsttemperatur für Berlin: 127,4 Grad Fahrenheit. Wasserstandpegel Hamburg-Sankt-Pauli: 120 Inches...

Doch zurück zu meiner persönlichen Problematik. Sie begann mit der Einführung der sogenannten digitalen Gesundheitskarte durch unseren damaligen leierkastenstimmigen, angeblich kompetenten Minister Karl Lauterbach. Die Geburt des gläsernen Homo Digitalis jeglichen Geschlechtes verlief über raschend schmerz- und widerstandslos. Ich hatte als Früh-Boomer im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert Volkszählungsversuche, Cookies und Bankenschnüffeleien noch mit hoch idealistischer Radikalität boykottiert. Oder durch Teilnahme an Ostermärschen und Wehrdienstverweigerung sogar die Positionierung von amerikanischen Pershing-Raketen in Westdeutschland verhindert! Dreckige Endlagerfantasien für radioaktiven Müll in Wackersdorf oder

Assen und die Erweiterung des Braunkohletagebaus Garzweiler durch Baumhüttenübernachtung schon Gicht geplagt entscheidend verzögert.

Das Gesetz zur Einführung der Sammlung aller Daten eines Menschen auf einem Chip – angeblich im Dienste der Patientenschaft und vordringlich der Rationalisierung des maroden Gesundheitswesens dienend – glitt widerstandslos wie dick mit Vaseline beschmiert durch Körper und Geist unserer Volksvertretungspersonlichkeiten in allen Kammern. Geschickt wurde damals auch das Scheitern der männlichen Fußball-Nationalmannschaft bei der »Euro zu Hause« genutzt. (In der Vorrunde zwei Niederlagen: 1:9 gegen Liechtenstein, 0:4 gegen San Marino.) Die Ausweisung des Trainers Julian Nagelsmann nach Katar gegen eine Ablöse von drei Milliarden (damals noch:) Euro half als wirksamer Aggressionsblitzableiter. Begleitet von zahlreichen Schlag-An- und Überfällen mit und ohne Maßkrug aus verständlichem Volkszorn vor allem in Bayern.

All dies konnte selbst ich als erfahrener volkskundiger Seismograf mit soliden Grundkenntnissen im Computerwesen und bekannt launiger Kommentator erst soziologisch und sozialpolitisch korrekt einordnen, als ich zuerst bei meinem Arzt, dann auch bei meinem Apotheker im Rahmen einer Fußwarzen-Diagnose und -Behandlung je zwei mir unbekannte Datenlesegeräte sah.

Neugierig, wie ich immer noch bin, fragte ich nach dem Sinn. Es seien Erfassungsgeräte für die seit zwölf Jahren mit ein paar Milliarden Entwicklungskosten

leider nun gesetzlich vorgeschriebene elektronische Gesundheitskarte. Jeder Fitz an Feststellung, jede Diagnose, jede Verordnung, die Ergebnisse einer jeden Anwendung oder Untersuchung werden auf dem Chip der Karte (und später wohl heimlich auf dem Großrechner des Gesundheitsministeriums) gespeichert. Zwei Geräte seien leider nötig, weil es immer noch Sturköpfe gebe, die ihre Daten nicht weitergeben wollten. Ein Trick hülfe: Das zweite Gerät verwandle die Daten in einen angeblich verschlüsselten QR-Code, der nur nach Freigabe des 19-stelligen Passwortes (muss vier Zahlen und vier unterschiedliche Sonderzeichen enthalten) von der medizinischen Person des Vertrauens einmalig ausgelesen werden kann.

Ich verbiete natürlich die Speicherung und lasse mir so einen Code für eine Warzensalbe geben. Gehe zu meinem Apothekerfreund, der den Code einliest. Und herzlich zu lachen beginnt. Er dreht den Bildschirm seines Compis zu mir, und ich sehe: Nasentropfenabhängigkeit, Platt- und Schweißfüsse, grauer Star, Alkoholabusus, daraus folgend psychologische Auffälligkeiten. (Podcast-Beratung schonungslos durch Dr. Hirschhäusl angebracht), Suizidgefahr dritter Klasse, (Jammern, Kritisieren, Unzufriedenheit), – Seite eins von sieben, bitte weiterblättern ... Das schenke

ich Ihnen, aber nicht mir. Die KI meiner Krankenkasse hat sich zur (Nicht-) Beantwortung meiner dringlichen Fragen die Stimme meiner verstorbenen Mutter draufprogrammiert – und sagt mir warmherzig bedauernd voraus, dass meine Fußwarzen demnächst auch noch Glatze, Nase und Hände befallen würden. Die Auskunft koste 200 Dollar. Eine Therapie sei angesichts meiner finanziellen Verhältnisse weder sinnvoll noch möglich. Tags drauf radle ich zu einer ländlichen Wiese, die trotz der Erderwärmung noch etliche hitzeharte Blüten treibt. Ich pflücke Löwenzahn und trage die Milch auf meine Fußwarzen auf. Die werden schwarz. Soll helfen, hat mir meine Großmutter vor gut 70 Jahren empfohlen. Mal sehen...



Theo Geißler ist Herausgeber von Politik & Kultur



Diese Karikatur ist dem Cartoon-Band »#Antisemitismus für Anfänger« entnommen, eine Anthologie satirischer Texte und Cartoons, herausgegeben von Myriam Halberstam, Ariella Verlag. Im Rahmen unseres Engagements gegen Antisemitismus zeigen wir 2023 in jeder Ausgabe von Politik & Kultur eine Karikatur zu diesem Thema.

LAWROWS TRÄUME

München: Der Stadtteil Schwabing ist erneut Anziehungspunkt für junge Vampir-Filmfans – dort hat das Internationale Filmfestival »Holzpfahl ins Herz« in seiner 28. Auflage begonnen. Zum Auftakt wurde ein Kurzfilmprogramm mit Produktionen aus Rumänien, der Walachei, China und Nordkorea gezeigt. Wie immer fand eine opulente Eröffnungsgala mit Gästen aus Politik, Kultur- und Filmbranche in der Staatsoper statt, bei der sich Besucher in Charaktermasken präsentieren. Star des Abends: Bayerns Ministerpräsident Söder, der als Verstopfen verkleidet auf einer Fuhre Mist mit dem Schild »Inhalt von Aiwangers Aktenmappe 2024« auf die Bühne rollte.

Potsdam: Brandenburgs Bildungs- und Jugendminister Steffen Freiberg (SPD) sieht die Träger von Kindertagesstätten in der Verantwortung, pädagogische Fachkräfte zu finden. »Es ist nach den geltenden rechtlichen Regelungen Aufgabe der Kita-Träger, mit Werbung und attraktiven Arbeitsangeboten junge Menschen für sich zu gewinnen – und dann auch zu halten«, sagte Freiberg. Er denke an Fernseh- und Instagram-Werbung: »Kostenloser Gartendünger für zu Hause – dank Kindergartenwindeln« oder »Wer will Millionär werden?«. Nach seinem Vorschlag sollen auch nicht fertig ausgebildete Erzieher in den Kitas arbeiten

können, z. B. alternde Profiboxer oder Fischerinnen vom Bodensee.

London: Hollywood-Star und Weltraum-Fan Tom Hanks kann sich vorstellen, dass schon in einigen Jahren die erste Geburt auf dem Mond stattfindet. Dies wäre der »nächste große Augenblick der menschlichen Evolution«, sagte der US-Schauspieler. Er lasse sich jetzt zum Mond schießen, und bald werde die erste Frau auf dem Mond schwanger werden, Hauptsache, sie sei nicht seine Angetraute. Sonst werde es die beste Idee der Welt sein, sie sofort mit einer Holz-Rakete zurück zur Erde zu schicken. Hanks spekuliert jetzt auf den Macho-Oskar der Bild-Zeitung.

Güstrow: Durch einen Ausbau des Nahverkehrs durch Modellregionen für selbstfahrende Busse soll die Verkehrswende im Nordosten nach dem Willen der Grünen mit Bewegung gefüllt werden. Ein Parteitag beschloss in Güstrow nach intensiver Debatte einen Leitantrag. Damit soll das Land fit für die Herausforderungen der Zukunft gemacht werden. Bis 2030 soll es gelingen, für jeden Einwohner des Landes ein mindestens stündliches Nahverkehrsangebot bereitzustellen. Es handle sich um landesweit dann etwa 15 bis 20 dort noch lebende Menschen. Das solle für 29 Euro von allen genutzt werden können. tg

IMPRESSUM

Politik & Kultur – Zeitung des Deutschen Kulturrates
c/o Deutscher Kulturrat e.V.
Chausseestraße 10
10115 Berlin
Telefon: 030. 226 05 280
Fax: 030. 226 05 2811
www.politikkultur.de
redaktion@politikkultur.de

HERAUSGEBER
Olaf Zimmermann und Theo Geißler

REDAKTION
Olaf Zimmermann (Chefredakteur v.i.S.d.P),
Gabriele Schulz (Stv. Chefredakteurin),
Theresa Brüheim (Chefin vom Dienst),
Lisa Weber, Barbara Haack,
Andreas Kolb

ANZEIGENREDAKTION
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Martina Wagner
Telefon: 0941. 945 93-35,
Fax: 0941. 945 93-50
wagner@conbrio.de

VERLAG
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Brunnstraße 23, 93053 Regensburg
www.conbrio.de

LAYOUT & SATZ
Birgit A. Rother
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH

DRUCK
Freiburger Druck GmbH & Co. KG
www.freiburger-druck.de

GESTALTUNGSKONZEPT
4S, www.4s-design.de

Politik & Kultur erscheint zehnmal im Jahr.

ABONNEMENT
30 Euro pro Jahr
(inkl. Zustellung im Inland)

ABONNEMENT FÜR STUDIERENDE
25 Euro pro Jahr
(inkl. Zustellung im Inland)

BESTELLMÖGLICHKEIT
Die Zeitung erhalten Sie direkt beim Deutschen Kulturrat über abo@politikkultur.de und www.politikkultur.de/abo.

VERKAUFSTELLEN
Politik & Kultur ist im Abonnement, in Bahnhofsbuchhandlungen, großen Kiosken sowie an Flughäfen erhältlich. Alle Ausgaben können unter www.politikkultur.de auch als PDF geladen werden. Ebenso kann der Newsletter des Deutschen Kulturrates unter www.kulturrat.de abonniert werden.

HAFTUNG
Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen wir keine Haftung. Alle veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Politik & Kultur bemüht sich intensiv um die Nennung der Bildautoren. Nicht immer gelingt es uns, diese ausfindig zu machen. Wir freuen uns über jeden Hinweis und werden nicht aufgeführte Bildautoren in der nächsten Ausgabe nennen.

HINWEISE
Der Deutsche Kulturrat setzt sich für Kunst-, Publikations- und Informationsfreiheit ein. Offizielle Stellungnahmen des Deutschen Kulturrates sind als solche gekennzeichnet. Alle anderen Texte geben nicht unbedingt die Meinung des Deutschen Kulturrates e.V. wieder. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird manchmal auf die zusätzliche Benennung der weiblichen Form verzichtet. Wir möchten deshalb darauf hinweisen, dass die ausschließliche Verwendung der männlichen Form explizit als geschlechtsunabhängig verstanden werden soll.

FÖRDERUNG
Gefördert aus Mitteln Der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien auf Beschluss des Deutschen Bundestages.